

benötigen. Wer wollte bezweifeln, daß die Ankömmlinge in einem fremden Lande zu ihnen gehören, besonders dann, wenn dieses Land ihnen seelisch so fremd ist wie England den Irländern und wenn sie dieses Land arm an materiellen Mitteln und geistig unselbständig betreten?

In dieser Situation gibt es für die Kirche gar keine andere Möglichkeit, als daß sie versucht, den Einwanderern zunächst ein Stück der verlassenen Heimat wiederzuschicken. Es ist schlicht und einfach ein Werk der Liebe, ihnen wenigstens auf kirchlichem Boden das Schicksal der Fremde durch ein wenig Heimat zu versüßen, und es ist in der Regel auch das einzige Mittel, um zu verhindern, daß mit der übrigen Vergangenheit auch der Glaube über Bord geworfen wird.

Aber diese Betreuung durch eine heimatlich orientierte Seelsorge muß ihre Aufgabe darin sehen, daß sie den ihr Anvertrauten oder sich Anvertrauenden hilft, sich in der nun einmal gegebenen Wirklichkeit und Welt zurechtzufinden, sich ihr anzupassen und in sie einzuleben. Wie alle Seelsorge darf sie sich nicht darauf beschränken, die Einwanderer vor den Gefahren des neuen Lebens behüten zu wollen, indem sie sie gegen ihre Umgebung isoliert. Sie hat vielmehr die Aufgabe, sie für das Leben in dieser Umgebung zu erziehen und sich selbst mit der Zeit überflüssig zu machen. Hickey nimmt Bezug auf eine Studie von M. Freedman über die jüdische Minderheit in England. Die Juden, so lautet die These von Freedman, haben sich in England eingelebt, indem sie ihre nationalen Gebräuche und ihre Sprache aufgaben, aber ihre Religion bewahr-

ten. Dadurch haben sie es vermieden, sich zwischen zwei Stühle zu setzen und eine gesellschaftliche Randexistenz zu führen. Sie haben sich durchgesetzt, ohne ihre Identität preiszugeben. Das ist auch das Ziel der katholischen Einwandererseelsorge.

Würde sie das Ziel in der Abschließung der Ihrigen gegen die übrige Gesellschaft erblicken, dann müßte sie einen großen Teil von ihnen auf die Dauer verlieren. Sie würde aber auch gar nicht der Aufgabe gerecht werden, die Christus den Seinigen gestellt hat. Sie sollen sich ja nicht von ihren Mitmenschen abkapseln, sondern zum Salz der Erde und Licht der Welt werden. Sie sollen aus der Kraft ihres Glaubens apostolisch wirken. Hickey bemerkt, daß die Auflösung der alten Klassengesellschaft und ihrer starren Formen neuen integrierenden Kräften den Weg frei gemacht hat. Es wäre Sache der Christen und in England auch der irischen Katholiken, diese Kräfte zur Verfügung zu stellen.

In der Praxis bedarf es dazu einmal einer gediegenen Vorbereitung der künftigen Auswanderer in Irland und zweitens einer großen Aufnahmebereitschaft der englischen Katholiken gegenüber den einwandernden Glaubensbrüdern. Die englischen Katholiken haben heute, trotz vieler Ressentiments gegen den römischen Katholizismus als solchen, unter ihren Mitbürgern als einzelne eine ebenbürtige Stellung. Im Interesse ihres Landes und ihres Glaubens können sie als Vermittler zwischen den irischen Einwanderern und der englischen Gesellschaft davon Gebrauch machen.

Das Zweite Vatikanische Ökumenische Konzil

Lehramt und Hirtenamt auf dem Konzil (I)

Maßstäbe zur Beurteilung der theologischen Schemata

In der Ekklesiologie und in der Kanonistik wird darüber diskutiert, ob die übliche Unterscheidung zwischen dem Lehramt und dem Hirtenamt der Kirche überhaupt berechtigt sei. Diese Unterscheidung ist inadäquat, schreibt Klaus Mörsdorf (Kirchenrecht 7. Aufl., Bd. 1, S. 255), „und hat dadurch, daß sie die alte scholastisch-kanonistische Zweiteilung (Hirtengewalt — Weihegewalt) weitgehend verdrängte, den Zugang zur Wesensschau der Kirche in erheblichem Maße behindert“.

Das Lehramt besitzt keine Eigenständigkeit neben dem Priesteramt und dem Hirtenamt; es ist richtiger aufzufassen als eine besondere Funktion dieser beiden Gewalten. Einen Hinweis darauf bietet schon die Tatsache, daß nur derjenige in der Kirche von Amts wegen lehren darf, der selbst Hirte ist oder das Mandat eines Hirten empfangen hat. Sogar das private und das charismatische Glaubenszeugnis unterliegen, wenn sie sich an die Öffentlichkeit wenden, der Prüfung durch das Hirtenamt, und diese erst verbürgt ihre Authentizität. Ebensovien besteht ein Zweifel an der Zuordnung des Lehramtes zum Priesteramt. Sie wird in verschiedenen Weiheriten symbolisch ausgedrückt und ergibt sich, um nur das neueste Zeugnis anzuführen, deutlich daraus, daß die Konstitution über die Liturgie die Verkündigung als Bestandteil des Gottesdienstes versteht (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 282).

Auch aus dem Gegenstand und Zweck des kirchlichen

Lehramtes läßt sich seine Zuordnung zum Hirtenamt aufweisen. Gegenstand der kirchlichen Verkündigung ist die Wahrheit, die Gott geoffenbart hat. Aber nicht um ihrer selbst willen offenbarte sie Gott, sondern damit wir durch sie das ewige Leben erlangen, also im Dienst seiner Sorge um unser Heil. Ebenso trug der Herr den Aposteln nicht einfach auf, seine Botschaft den Menschen zu verkündigen, sondern er sagte: „Lehret sie alles halten, was ich euch befohlen habe“ (Matth. 28, 20). Er schloß mit diesen Worten das Lehramt ein in das Hirtenamt, das er ihnen übergab. Darum kann Karl Rahner sagen: Das kirchliche Lehramt „muß begriffen werden als inneres Moment am Hirtenamt und empfängt von diesem wesentliche Bestimmung; es erscheint als Heilsorge, es hat einen existentiellen Zeitindex, zielt auf Erbauung der Kirche in Liebe usw.“ (LThK Bd. 6, Sp. 890).

Die Art und Weise, in der man das Verhältnis des Lehramtes zu den anderen Aufgaben der Kirche bestimmt, kann erhebliche praktische Auswirkungen haben. Seine, wenn auch nur begriffliche Verselbständigung gegenüber dem Hirtenamt kann dazu führen, daß die sachlichen Aufgaben beider Ämter je für sich gesehen werden, obgleich sie vom Wesen der Kirche her so eng aufeinander bezogen sind, daß sie nur mit dem Blick auf ihre innere Zusammengehörigkeit richtig verstanden werden. Die Lehre der Kirche, die ganz und gar der Heilsorge zu dienen hat, kann isoliert werden zu einem System von

Aussagen, das wie ein Familienschatz von Generation zu Generation überliefert wird, zu dem aber die späteren Generationen kein lebendiges Verhältnis mehr haben. Sie vermögen die Bedeutung dieses Erbes oder vieler seiner einzelnen Bestandteile für ihr eigenes Heil nicht mehr deutlich zu erkennen, sondern empfinden es eher als eine Theorie der göttlichen Dinge, die ihren Zweck in sich selbst zu haben scheint. Sie mögen nicht an der Wahrheit dieses Lehrsystems zweifeln, um so mehr aber an der Bedeutung dieser Wahrheit für ihre eigene Existenz zu ihrem eigenen Heil.

Diejenigen Theologen, die für eine möglichst überzeitliche und für alle Zeit gültige, für eine, wenn man so sagen darf, unaktuelle Verkündigung der kirchlichen Lehre durch das Konzil eintreten, weisen natürlich den Vorwurf zurück, daß ihnen die Hinordnung der Wahrheit auf das Heil nicht am Herzen liege. Sie glauben aber, daß die „Aktualisierung“ der Wahrheit nicht auf einem Konzil am Platze sei, sondern da, wo das Evangelium den Menschen unmittelbar verkündigt wird. Bei der Vorlage des Schemas über die Offenbarungsquellen erklärte der Berichterstatter: Eine dogmatische Konzilskonstitution sei weder eine Enzyklika noch eine Homilie, sondern habe einen unveränderlichen Lehrtext zu bieten (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 196). Nach dieser Auffassung gibt es also von Rechts wegen mehrere voneinander wesentlich verschiedene Typen von Fassungen des göttlichen Wortes im menschlichen Wort, der göttlichen Offenbarung in der Lehre der Kirche. Einer dieser Typen, der Typus scharfer begrifflicher Fixierung, sei der lehramtlichen Autorität eines Konzils angemessen; ein anderer der in erster Linie hirtenamtlichen Aufgabe der Verkündigung an die Gläubigen und alle anderen Menschen, die ihr Ohr der Kirche aufschließen. Es mag auch Fassungen geben, die von beiden Typen etwas an sich haben. Dahin scheint der Berichterstatter über jenes Schema die Enzykliken der Päpste zu rechnen.

Jedenfalls gibt es nach dieser Meinung rechtens zwei Grundformen: die doktrinäre und die kerygmatische, die lehramtliche und die hirtenamtliche. Jene fixiert das depositum fidei in einer, soweit das immer möglich ist, über alle Zeiten hinweg gültigen Gestalt; diese verkündigt es in einer den jeweiligen Umständen möglichst angepaßten Aktualität. Jene wendet sich an die einzelnen Bischöfe, an die Theologen und Priestererzieher, schließlich zu ihrer persönlichen Orientierung an alle Seelsorger; diese an das Volk. Jene dient hauptsächlich dem Zweck, die Offenbarung gegen Irrtümer abzuschirmen; diese verfolgt hauptsächlich das Ziel, die Menschen für die Offenbarung und dadurch für ihr eigenes Heil und den Aufbau des Gottesreiches zu gewinnen. Wenn man die Schlagworte gebrauchen will, die sich inzwischen durchgesetzt haben, kann man auch sagen: Jene erfüllt eine negative Funktion, nämlich die Herausarbeitung negativer Normen, wodurch die Grenzen festgelegt werden, die man nicht überschreiten darf und die verteidigt werden müssen, weshalb man vielleicht richtiger von einer defensiven Funktion sprechen sollte; diese hat eine positive oder (wenn man den Ausdruck nicht falsch versteht) offensive, gewinnende und erobernde Funktion. Jene hat einen normativ-theologischen; diese einen pastoral-theologischen Charakter. Jene ist im genauen Sinne des Wortes konservativ; diese ökumenisch.

Die Vertreter der Meinung, daß es diese beiden Grundtypen einer Fassung der Lehre der Kirche in scharfer, ein-

deutiger und unvermischter Ausprägung geben solle, haben, wie es scheint, eine folgerichtige Konsequenz aus der begrifflichen Unterscheidung zwischen dem Lehramt und dem Hirtenamt der kirchlichen Autorität gezogen. Sie haben dadurch aber auch das Konzil veranlaßt, sich mit ihrer Konsequenz auseinanderzusetzen. Diese Auseinandersetzung begann in der Sitzung am 14. November 1962 und dauerte bis zum Schluß der Ersten Sitzungsperiode an. Das Konzil bekannte sich zu einer positiven, pastoralen und ökumenischen Fassung der Lehre der Kirche in den Konstitutionen und Dekreten, die es zu erlassen haben würde. Unter diesen Gesichtspunkten genügte ihm die theologischen Entwürfe nicht, obgleich ihre Verteidiger aus der Unveränderlichkeit der Wahrheit folgerten, daß die Entwürfe auch unserer Zeit gemäß seien, jedenfalls in dem Sinne, in dem ein Konzil zu unserer Zeit zu sprechen habe. Das Mißfallen an den theologischen Entwürfen über die Offenbarung, über die kirchliche Einheit, über die Kirche und, in gewisser Weise, auch über die Stellung der Mutter Gottes im Heilsplan kann zunächst wohl so ausgelegt werden, daß die Scheidung der kirchlichen Lehre in eine doktrinäre und eine kerygmatische Fassung nicht gebilligt wurde. In diesem Mißfallen bekundete sich aber ein noch viel tieferer Vorbehalt und Zweifel. Mochten die theologischen Entwürfe unveränderliche Wahrheiten enthalten, was Kardinal Ottaviani immer wieder höchst eindringlich hervorhob, enthielten sie denn auch die ganze Wahrheit, wenigstens soweit wir sie bis zur Gegenwart in unserm Glaubensbewußtsein erkennen? War in diesen Entwürfen die Offenbarung nicht verkürzt wiedergegeben worden, und zwar mit bestimmten Wertungen und Akzenten, die teils in Traditionsströmungen der nachtridentinischen Ära, teils auch in gegenwärtigen Schulmeinungen ihre Stütze finden? Durch Überlegungen von dieser Art wurden die Konzilsväter vor theologische Fragen gestellt, die bis heute noch nicht einmütig gelöst werden konnten. Es geht um die richtigen Maßstäbe für die dogmatischen Aussagen des Konzils.

Die Eröffnungsrede des Papstes

Die Rede des Papstes zur Eröffnung des Konzils steht an der Spitze der Dokumente, die einen Einblick in das Problem ermöglichen und an denen sich das Urteil bilden muß. Sie wurde in der Herder-Korrespondenz im Wortlaut wiedergegeben (ds. Jhg., S. 85). Sie enthält eine Aufforderung zur Synthese der Gegensätze, die ja schon vor Beginn des Konzils zu erkennen waren. Auch der Papst sieht eine Hauptaufgabe des Konzils darin, daß es das depositum fidei bewahre. Aber das genügt ihm nicht. Man müsse darüber hinaus an das Werk gehen, das unsere Zeit fordert, und den Weg fortsetzen, den die Kirche in zwanzig Jahrhunderten zurückgelegt hat. Es sei nicht notwendig, einzelne Hauptpunkte in altbekannter Weise von neuem darzulegen. Man müsse versuchen, die Lehre der Kirche in ihrer ganzen Fülle und Tiefe zu entfalten, und zwar so, daß die Herzen der Gläubigen davon durchdrungen und dadurch entflammt werden. Auch zur Sicherung des depositum fidei gegen irrtümliche Auslegungen müßten wirksamere als die bisherigen Methoden gefunden werden. Es sei wirksamer und den heutigen Verhältnissen angemessener, die Lehre der Kirche in ihrer Kraft positiv darzustellen als Irrtümer zu verurteilen; denn die Irrtümer unserer Tage widerlegen sich von selbst. Gegenüber den Irrenden aber müsse die Kirche sich als sehr liebevolle, gütige und geduldige Mutter erweisen.

Man wird diese Direktiven an das Konzil nicht anders verstehen können, als daß der Heilige Vater ihm eine eminent kerygmatische Aufgabe gestellt hat, bei deren Erfüllung das Lehramt in den Dienst des Hirtenamtes treten muß. Er hat das Konzil nicht einberufen, damit es einige Hauptpunkte der kirchlichen Lehre theologisch diskutiere, um dann schließlich doch nur zu wiederholen, was längst gesagt ist. Ein Konzil ist demnach nicht die Instanz, die Entscheidungen zu treffen hat, die in die Zuständigkeit der wissenschaftlichen Theologie gehören, für deren Rechtgläubigkeit die ordentlichen Organe des Hirtenamtes verantwortlich und ausreichend sind. Ein Konzil dagegen verkörpert das außerordentliche Lehramt. In der Geschichte der Kirche mußte das außerordentliche Lehramt bisweilen zwar auch zur Entscheidung über einzelne Hauptpunkte der Lehre in Aktion treten. Heute dagegen besteht seine Aufgabe im Sinne der Direktiven des Papstes darin, daß es die Fülle und Tiefe der Lehre so darstellt, daß die Gläubigen davon ergriffen und alle anderen dadurch angezogen werden. Selbstverständlich muß es die katholische Lehre rein, unvermindert und ohne Entstellungen überliefern, selbst wenn das nicht allen genehm ist. Aber es soll dabei verfahren wie Petrus, als er dem Armen sagte: „Gold und Silber habe ich nicht; doch was ich habe, das gebe ich dir . . .“ (Apg. 3, 6). Es muß in seiner Lehre der Welt eine frohe Botschaft überbringen, die Leuchte der Glaubenswahrheit. Es ist überaus bemerkenswert, daß der Heilige Vater gerade im Zusammenhang mit der Lehre den Wunsch aussprach, daß die Kirche sich auf diesem Konzil als eine sehr liebevolle, gütige und geduldige Mutter erweisen möge, „voller Erbarmung und Wohlwollen gegenüber ihren Kindern, die sie verlassen haben“.

Es geht Johannes XXIII. nicht bloß um eine menschenfreundliche Haltung des Konzils, sondern um eine pastorale und ökumenische Fassung seiner Lehre. Worin der Papst die konkrete Aufgabe sieht, das hat er in jenem kurzen Satz seiner Ansprache angedeutet, der inzwischen berühmt geworden ist und auf den er wiederholt und besonders nachdrücklich in den Normen für die Vorbereitung der Zweiten Session (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 203) zurückkam: Etwas anderes ist das depositum fidei . . . , etwas anderes die Art und Weise, wie es verkündigt wird. Auf die Art der Verkündigung sei größte Aufmerksamkeit und Geduld zu verwenden, wie das einem Lehramt entspreche, dessen Wesen vorwiegend pastoral ist. Heißt das nicht eindeutig: Das Konzil solle sich aufmerksam und geduldig darum bemühen, daß es das depositum fidei unter stetiger Berücksichtigung der seelsorglichen Auswirkung jeder seiner Enuntiationen darlege, und zwar besonders unter Berücksichtigung der Wirkung auf diejenigen Menschen, die die römisch-katholische Kirche verlassen haben? Der Heilige Vater hat weder zwischen Konstitutionen und Dekreten, noch zwischen dogmatischen und disziplinären Aussagen oder Gesetzen, noch zwischen den verschiedenen Motiven oder Gruppen derer, die die Kirche verlassen haben oder ihr nur noch am Rande angehören, einen Unterschied gemacht. Er hat, so darf man vielleicht sagen, auf jegliche kirchliche, insbesondere auf jede konziliare Aussage und Ansprache, an wen immer sie sich richten möge, jenes wunderbare Wort des Heilandes angewendet: „Gehet hin und lernet, was das heißt: Barmherzigkeit will ich und nicht Opfer; denn ich bin nicht gekommen, Gerechte zu berufen, sondern Sünder“ (Matth. 9, 13).

Waren die theologischen Schemata pastoral?

Die theologischen Schemata über die Offenbarungsquellen, über die Kirche und über die Mutter Gottes sind als einsame Entschlüsse der Vorbereitenden Theologischen Kommission zustande gekommen. Wie jetzt zu zeigen sein wird, war diese Kommission hauptsächlich, um nicht zu sagen ausschließlich, um die Reinerhaltung der Lehre besorgt. Präsident dieser Kommission war Kardinal Ottaviani, der öffentlich bekannt hat, daß er dazu bestellt sei, über die Integrität der Lehre zu wachen. Sekretär war Professor Sebastian Tromp SJ, der seine Meinung schon vor einem Jahr in der Form einer Inauguralrede auf die Konzeption des Kardinals abgestimmt hat. Von dieser Rede, über die in dieser Zeitschrift berichtet wurde (vgl. 16. Jhg., S. 249), geht auch die Darstellung aus, die hier vorgelegt wird.

Die Auffassung von Professor Tromp

Im zweiten Teil jener Vorlesung erläuterte Professor Tromp, was unter der pastoralen Aufgabe eines Konzils zu verstehen sei. Vor anderem, so sagte er, besteht sie darin, daß die Konzilsväter prüfen, „ob das Brot der Lehre, das den Gläubigen allerorten dargereicht wird, rein ist, recht beschaffen und unverdorben“. Sie müssen das depositum fidei schützen und sich allen entgegengesetzten Lehren einer falsch benannten Wissenschaft widersetzen; denn wo die Reinheit des Glaubens in Gefahr sei, da werde auch die Zucht des Lebens ins Wanken gebracht.

Nach weiteren Ausführungen über die Krise der Autorität, deren Auswirkungen auch in der Kirche zu spüren seien und die als soziales Problem nur bewältigt werden könne, wenn auch das in ihm liegende sittliche und religiöse Problem gelöst werde, sagte Tromp dann: „Auf keinen Fall dürfen wir uns der Meinung hingeben, ein modernes Konzil sei eine Art Dialog zwischen Hirten und Gläubigen, bei dem die Gläubigen ihre Wünsche und Beschwerden darlegen und die Hirten Rechenschaft von ihren Dekreten geben, so daß sie nicht mehr Untergebene haben, sondern eher Mitarbeiter, deren Mitarbeit aber nicht aus dem Glauben hervorgeht, daß sie im Oberen Christus sehen und zu Christus als dem Vorbild und Urheber des Glaubens hinaufschauen, der für uns gehorsam geworden ist bis zum Tod, ja bis zum Tode am Kreuz.“

Schließlich fügte der Redner hinzu, daß das, was er von der pastoralen Anlage des Konzils und von der Unterscheidung zwischen lehrender und hörender Kirche gesagt habe, nicht so verstanden werden solle, als wolle er sich dagegen aussprechen, daß das Konzil die Züge der Offenheit und Aufgeschlossenheit trage, die Bedürfnisse und Nöte unserer Zeit berücksichtige und der gesunden öffentlichen Meinung in der Kirche Rechnung trage.

Trotz dieser Schlußbemerkung bleibt es aber dabei, daß Professor Tromp die Lehraufgabe des Konzils hauptsächlich in der Absicherung des depositum fidei gegen Zeitirrtümer sieht. Auch der Gedanke, daß die Bischöfe die Lehre, wie sie den Gläubigen allenthalben dargeboten wird, daraufhin überprüfen müßten, ob sie rein und unverdorben sei, scheint keine andere Interpretation zu gestatten als die, daß das Konzil den Irrtümern nachspüren solle, die sich in die katholische Theologie und auf diesem Umweg auch in die Verkündigung eingeschlichen haben könnten; denn die falsche Wissenschaft lebt und „schleicht umher“. Da sie außerhalb der Kirche nicht zu schleichen

braucht, hat man ihre Schliche wohl innerhalb der Kirche zu suchen.

Was aber die positive Verkündigung der Glaubenswahrheiten durch das Konzil betrifft, so hat Professor Tromp hier ausschließlich das Moment der Autorität hervorgehoben. Es ist für ihn von so entscheidender pastoraler Bedeutung, daß er seine Ausführungen über die Autorität geradezu zum Kernstück seiner Rede machte. Hier interessiert besonders die oben im Wortlaut angeführte Stelle über das Autoritätsprinzip auf dem Konzil. Sie ist, sicher nicht ohne Absicht, sehr entschieden formuliert worden, so entschieden, daß sie in dieser Fassung zu gewissen Fragen nötigt, zumal Professor Tromp die Äußerung im Zusammenhang mit der pastoralen Aufgabe des Konzils tat. Soll ein modernes Konzil, das pastoral sein will, tatsächlich keinen Dialog mit den Gläubigen anstreben? Sollen die Bischöfe wirklich keine Darlegung der Wünsche und Beschwerden der Gläubigen entgegennehmen? Sollen sie ihnen wirklich keine Rechenschaft geben über das Warum und Wozu ihrer Dekrete? Ist der Ausdruck „Untergebene“ der angemessene für ein pastorales Verständnis der Vater-Sohn-Beziehung, die zwischen Bischöfen und Gläubigen besteht? Sehen die Gläubigen, wenn sie sich lieber als Mitarbeiter denn als Untergebene der Bischöfe angesprochen zu hören wünschen, deshalb im Bischof nicht mehr den Repräsentanten Christi? Ist das Autoritätsprinzip wirklich so sehr in Gefahr, von den Gläubigen mißachtet zu werden, daß die Verkündigung, insbesondere die des Konzils, in erster Linie darauf abgestellt werden muß, dieser Gefahr zu begegnen?

Professor Tromp hat inzwischen in einem Interview mit einer niederländischen Zeitung, das mehrfach nachgedruckt und auszugsweise auch vom „Echo der Zeit“ (20. 1. 63) wiedergegeben wurde, seine Ansichten erläutert. Auf die Frage, ob denn nicht das Schema über die Offenbarungsquellen zu altmodisch ausgefallen sei, antwortete er zunächst, daß in eine dogmatische Konstitution nichts aufgenommen werden dürfe, was theologisch nicht genügend ausgereift sei. Zur Frage der Sprache des Konzils sagte er: „Dogmatische Konstitutionen müssen, auch wenn sie aus bestimmten Zeitumständen entstehen, überzeitlich und überörtlich sein. Was das Konzil von Trient vor 400 Jahren lehrte, ist für uns auch heute noch eine klare Norm, und das wird es auch für unsere Nachfahren über weitere 400 Jahre hin noch sein. Sprechen in der Sprache unserer Zeit, das heißt sprechen in einer Sprache, die nach 25 Jahren veraltet sein wird. Vor allem könnten Veränderungen in der traditionellen Terminologie, zum Beispiel bezüglich der Offenbarung und des Glaubens, Ursache einer großen Verwirrung, wenn nicht von noch Schlimmerem werden.“

Auf die weitere Frage, ob das Konzil nicht auch einen Dialog mit den von Rom getrennten Christen einleiten müsse, antwortete P. Tromp: „Ganz gewiß, und nicht nur mit ihnen, sondern auch mit Juden, Hindus, Brahmanen, Mohammedanern und Chinesen. Und das kann das Konzil nur durch eine klare und deutliche Auslegung der katholischen Lehre. Aufgabe der einzelnen Bischöfe und ihrer Theologen ist es, das, was das Konzil lehrt, den anderen deutlich zu machen. Dabei werden sie auf hundert verschiedene Weisen reden müssen, entsprechend der Lehre, Auffassung, Denkweise und Kultur derer, die sie zu Christus führen wollen.“ Auf die Frage nach der Atmosphäre der theologischen Diskussionen antwortete Professor Tromp, sie sei eine Atmosphäre vollkommener

Freiheit gewesen. „Es ist viel Kritik an der Kurie geübt worden, die mit Recht oder Unrecht zu streng zentralistisch genannt wird. Insbesondere wurde Kritik geübt am Heiligen Offizium und an Kardinal Ottaviani. Sie wissen auch von der Kontroverse um das Bibelinstitut. Nun ist zu Unrecht, und zwar ganz zu Unrecht unsere Konstitution als das Werk des Heiligen Offiziums gegen das Bibelinstitut angesehen worden. Das ist vollkommen unrichtig. Die Theologische Kommission hat in völliger Unabhängigkeit von jeder anderen Instanz das geschrieben, was sie für wahr hielt.“

Den Vorwurf mangelnder Zusammenarbeit mit den anderen Kommissionen und besonders mit dem Sekretariat des Kardinals Bea suchte Professor Tromp damit zu entkräften, daß die Theologische Kommission ganz allein die Verantwortung für die theologischen Schemata zu tragen gehabt habe. Dennoch wäre sie bereit gewesen, das Urteil des Sekretariates zur Förderung der Einheit der Christen zu hören und ihm Rechnung zu tragen. Doch habe die zuständige Unterkommission dieses Sekretariates ihr Gutachten zur Frage des Verhältnisses zwischen Schrift und Tradition fünf Monate zu spät eingereicht.

Zu der wichtigen Frage nach der Übereinstimmung in Ton und Inhalt zwischen dem Offenbarungsschema und der Eröffnungsrede des Papstes äußerte Tromp sich wie folgt: „Was ist Pastoral? Für mich ist es die erste pastorale Pflicht, die Wahrheit zu sagen, die klare, deutliche Lehre wiederzugeben, auf Gefahren hinzuweisen und Irrtümer zurückzuweisen. Auch darin zeigt sich die Kirche als Mutter in ihrer vollen Güte. Es besteht kein Gegensatz zwischen ‚mater‘ und ‚magistra‘. Was ich unter einem pastoralen Konzil und unter der öffentlichen Meinung in der Kirche verstehe, das habe ich klar und deutlich in der Inauguralrede auseinandergesetzt... Diese Rede wurde in der folgenden Nacht von Seiner Heiligkeit gelesen, und der Papst äußerte: ‚è ottimo‘ (ausgezeichnet!).“

Der Reporter fragte weiter: „Haben Sie bei all diesem auch an unsere getrennten Brüder gedacht?“ Tromp entgegnete: „Ich weiß, wir müssen danach trachten, den getrennten Brüdern keinen Anstoß zu geben und die Kluft nicht noch verbreitern. Ich bin der Meinung, daß wir die Wiedervereinigung am besten fördern, wenn wir klar und deutlich die Wahrheit darstellen. Dadurch wird der Abstand nicht vergrößert, sondern nur besser gesehen. Zu unseren getrennten Brüdern müssen wir nicht in erster Linie in einer Weise sprechen, die ihnen gefällt, sondern in einer Weise, die sie verstehen. Das ist nicht leicht; denn der Protestantismus hat viele Gesichter. Auch zu den getrennten Brüdern muß die Kirche in der ihr eigenen Sprache sprechen. Sie kann nicht gleichzeitig in sieben Mentalitäten reden. Wenn die Kirche nicht ihre eigene Sprache spricht, werden die Schwierigkeiten noch größer“ (Zitate nach „Arnhems Dagblad“, 18. 12. 62).

Ist es unzutreffend, wenn man nach diesem Interview sagt: Der Sekretär der Theologischen Kommission vertritt nach wie vor die Ansicht, das Konzil solle seine Lehre in einer möglichst überzeitlichen Fassung und hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt der Abschirmung gegen Irrtümer kundgeben? Professor Tromp sieht darin „die erste pastorale Pflicht“ und auch den wichtigsten Beitrag zur Wiedervereinigung.

Die Ansicht von Kardinal Ottaviani

Auch Kardinal Ottaviani hat in einem Interview zur theologischen Problematik des Konzils und zu dem Nim-

bus, der sein Amt umhüllt, Stellung genommen. In diesem Interview, dessen Text in der Zeitschrift „La Civiltà Cattolica“ (19. 1. 63) veröffentlicht wurde, ist die dritte Frage hier von besonderem Interesse. Sie lautete: „In der öffentlichen Meinung gilt Eure Eminenz als Exponent einer ausgesprochen konservativen Gruppe von Konzilsvätern. Man schreibt Ihnen eine gewisse Strenge zu, eine gewisse Abneigung gegen neuere theologische Schlußfolgerungen. Neuerdings hat man diese Ihre Haltung bestätigt gefunden gelegentlich der Diskussion über das Schema von den Offenbarungsquellen. Wie definieren Sie Ihre persönliche Haltung?“ Darauf sagte Kardinal Ottaviani: „Meine persönliche Haltung ist die des Mannes, der von der Natur seines Amtes her die Pflicht hat, die Integrität des depositum fidei zu schützen, jedoch unter Gewährung voller Freiheit für den Fortschritt, der notwendig ist, um die katholische Lehre besser auszuleuchten, zu vertiefen und darzustellen. Aber es ist nicht außer acht zu lassen, daß nicht alles Neue immer auch gut ist. Es gibt auf dem Gebiet der theologischen Studien tatsächlich einige Neuheiten, die mindestens diskutabel, wenn nicht überhaupt irrig sind. Und so übt man auf diesem Gebiet auch dadurch eine positive Tätigkeit aus, daß man in den wesentlichen Dingen die Positionen der Heiligen Schrift und der Tradition sichert und nicht gestattet, daß unter dem Vorwand der Forschung und der Anpassung Wahrheiten verdunkelt werden.“

Zuvor hatte der Kardinal die Aufgabe des Heiligen Offiziums dargelegt, die ebenfalls in der Sicherung des depositum fidei besteht, und auf eine zweite Frage hin erläutert, daß die Aufgabe der Theologischen Kommissionen des Konzils, der vorbereitenden wie der gegenwärtigen, von der des Heiligen Offiziums ganz und gar verschieden und unabhängig sei („Sono incarichi del tutto distinti e indipendenti“). Diese Aufgabe habe darin bestanden, das vorzubereiten, „was ein Ökumenisches Konzil hinsichtlich der katholischen Lehre behandeln muß“, bzw. die Voten der Konzilsväter in die Schemata einzuarbeiten.

Man hat behauptet, Kardinal Ottaviani habe versucht, auch das Konzil unter die Zensur des Heiligen Offiziums zu stellen. Daran scheint so viel wahr zu sein, daß die Unterkommission, die eigentlich die endgültige Fassung der Konzilsschemata zu besorgen hatte, nicht zur Ausführung ihrer Aufgabe gekommen ist. Diese Redaktionskommission hat nämlich nicht alle Wünsche der Zentralkommission berücksichtigt. Warum nicht? Professor Tromp hat in seinem Interview eigens unterstrichen, daß alle Vorbereitenden Kommissionen in dogmatisch belangreichen Fragen die Theologische Kommission zu befragen hatten. Sinngemäß mußte das erst recht bei Herstellung der endgültigen Fassung der Schemata geschehen, und damals wurde die Theologische Kommission durch ihren Präsidenten repräsentiert. So liegt die Vermutung nahe, daß der Kardinal an alle bisherigen Schemata die letzte Hand gelegt hat, bevor sie das Konzil erreichten.

Nachdem aber das Konzil begonnen hatte, hat Kardinal Ottaviani sich in die Rolle eines unter vielen Konzilsvätern begeben, wenn ihm das auch bei einem Zwischenfall nicht leicht gemacht wurde. Er hat zum Schluß seines Interviews sehr verbindlich gesagt: „Der Wunsch eines Bischofs oder Konzilsvaters, selbst wenn er ein besonders verantwortungsvolles Amt in der Kurie bekleidet, zählt wenig“, gemessen an der Linie, die der Papst dem Konzil gewiesen hat.

Also nicht in der Weise eines Zensors oder Inquisitors, sondern nur als seine, freilich durch sein Amt qualifizierte Meinung hat Kardinal Ottaviani auf dem Konzil mit unerbittlicher Konsequenz die Schemata verteidigt, die seine Kommission eingebracht hatte, und zwar hat er gerade ihre positive, pastorale, ökumenische Anlage verteidigt.

Die Antwort des Konzils

Im ersten Gang ist Kardinal Ottaviani mit dieser Argumentation vor dem Konzil nicht durchgedrungen. Mit seinem Schema über die Offenbarungsquellen erlitt er eine vollkommene Niederlage. Wenn Pater Tromp in seinem Interview Wert auf die Unterscheidung legt, daß dieses Schema nicht neu verfaßt, sondern nur gekürzt und verbessert werden soll, so muß man doch aus den Kommunikés über die Arbeiten an der Verbesserung dieses Schemas durch eine Gemischte Kommission den Schluß ziehen, daß die Meinungsverschiedenheiten über gewisse Punkte durch eine bloße Verbesserung der Textfassung nicht beseitigt werden konnten. Wenn die spärlichen Informationen über diese Verhandlungen nicht trügen, sind die Redaktoren des neuen Schemas über die Offenbarung besonders darin uneinig, wie das Verhältnis der Tradition zur Schrift bestimmt und vom Konzil formuliert werden soll. Das ist eine Frage von höchster ökumenischer Bedeutung, an der geradezu beispielhaft zu ersehen ist, wie eng sich die dogmatischen und die pastoralen Verantwortlichkeiten des Konzils durchdringen. Zugleich aber ist diese Frage auch seit einigen Jahren Gegenstand theologischer Forschungen und Kontroversen, die sich auch auf die Auslegung der tridentinischen Beschlüsse erstrecken (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 567 und neuerdings J. R. Geiselman, *Die Heilige Schrift und die Tradition*, Freiburg 1962). Wenn man sich deshalb an das Prinzip hält, daß theologisch umstrittene Aussagen nicht in eine dogmatische Konstitution des Konzils hineingehören, dann ist kaum zu erwarten, daß die Frage, ob es eine von der Schrift ganz unabhängige mündliche Überlieferung gibt, lehramtlich mit größerer Eindeutigkeit entschieden werden wird als auf dem Konzil von Trient.

Die moraltheologischen Entwürfe

Auch die moraltheologischen Entwürfe der Vorbereitenden Kommission sind vom Konzil nicht verabschiedet worden, ja sie kamen nicht einmal auf den Verhandlungstisch. Das scheint seinen Grund nicht allein in der Zeitnot gehabt zu haben, sondern auch darin, daß der Theologischen Kommission eine weitere Niederlage erspart werden sollte. Jedenfalls scheinen diese Entwürfe die Glaubenswahrheiten ebenfalls hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt der Abwehr von Irrtümern darzustellen und wenig von dem Geist in sich zu tragen, der schon in der Debatte über das Offenbarungsschema mit den Worten „positiv, pastoral und ökumenisch“ charakterisiert wurde.

Diesen Eindruck gewinnt man jedenfalls beim Lesen eines Aufsatzes von Professor Ermenegildo Lio OFM, dessen Wichtigkeit durch eine zweimalige Veröffentlichung im „Osservatore Romano“ (8. und 13. 12. 62) unterstrichen worden ist. Er trägt die Überschrift „I lavori del Concilio“. Der Verfasser gehörte als moraltheologischer Konsultor der Vorbereitenden Theologischen Kommission an und ist jetzt Konzilstheologe. Er wirft in diesem Aufsatz die merkwürdige Frage auf, ob die Arbeit des Konzils während der Ersten Session den Intentionen des Papstes entsprochen habe, was selbst in der Form einer Frage

wohl als eine vorsichtige Kritik am Konzil gewertet werden muß. Eine solche scheint auch in der Absicht des Verfassers zu liegen. Denn er erläutert seine Frage durch einen Hinweis auf die Rundfunkbotschaft des Heiligen Vaters vom 11. September 1962 (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 43), worin der Papst vom Konzil eine Stellungnahme gegen wichtige Zeitirrtümer und außerdem eine Verurteilung der sittlichen Irrlehren auf den Gebieten des fünften, sechsten und siebenten Gebotes verlangt habe.

Schon vorher, am 14. November 1962, hatte Pater Lio, ebenfalls im „Osservatore Romano“, unter der Überschrift „Una morale nuova“ Stellung genommen gegen eine Pastoral, „die es vorziehen möchte, zu wichtigen Pflichten zu schweigen“. Dagegen sei es doch die erste Aufgabe einer modernen Pastoral, die Irrlehren als solche zu kennzeichnen und die Wahrheit rein zu erhalten oder ihre Reinheit wiederherzustellen. In jenem Aufsatz hieß es dann: „Das Konzil wird sich von diesen falschen pastoralen Methodologien nicht in die Irre führen lassen. Bei Gelegenheit wird es gemäß dem Willen des Papstes klar und mutig nicht nur die klare und positive Lehre zu verkündigen, sondern auch das feierliche ‚non licet‘ zu sprechen wissen . . .“

Trotz dieser Ankündigungen, denen man die Übereinstimmung mit den Ansichten von Ottaviani und Tromp so sehr anmerkt, daß die oben ausgesprochene Vermutung über den Charakter der moraltheologischen Entwürfe sicher zu rechtfertigen ist, fühlt der Leser dieser Aufsätze sich zu einigen Fragen herausgefordert. Warum zitiert der Autor mit keinem Worte das, was der Papst in seiner Eröffnungsrede vor dem Konzil am 11. Oktober 1962 über die Darstellung der Lehre und über die Behandlung der Irrtümer gesagt hat? Zwar hat Pater Lio auch die Rundfunkbotschaft vom 11. September auf seine eigene Weise ausgelegt; denn die Grundhaltung jener Botschaft und die in ihr ausgedrückte Einstellung zur heutigen Zeit und Welt war eine überaus positive, während Lio nichts als Warnungen aus dem Zusammenhang jener Rede herausgenommen hat, in dem diese Warnungen erst den richtigen Akzent erhielten. Immerhin konnte er Zitate aus jener Rundfunkbotschaft beibringen. Wäre es nicht aber richtiger gewesen und wäre die Auffassung des Papstes nicht zutreffender dargelegt worden, wenn der Verfasser jener Aufsätze sie im Lichte der Erläuterungen betrachtet hätte, die der Heilige Vater selbst am 11. Oktober 1962 dazu gegeben hat?

Eine weitere Frage drängt sich auf. Gegen wen eigentlich richten sich die Anklagen von Professor Lio, und wem sollen die feierlichen Urteile gelten, die das Konzil nach seiner Meinung zu sprechen haben wird? In seinem Aufsatz über die neue Moral spricht er zunächst davon, daß eine neue Moral situationsethischen und relativistischen Charakters sich an die Stelle der kirchlichen Lehre setzen wolle. Diejenigen, die nach einer solchen Moral rufen, stehen also offensichtlich nicht auf dem Boden der Kirche. Später heißt es in dem Aufsatz, diese Moral sei leider auch in den Geist vieler Menschen eingedrungen, die sich für Katholiken halten. Dann kommt Pater Lio auf eine falsche Pastoral des Verschweigens zu sprechen und kündigt an, das Konzil werde sich durch falsche pastorale Methodologien nicht in die Irre führen lassen. Hier wendet er sich doch wohl gegen irgendwelche Pastoral- und Moraltheologen, mit der Absicht, daß das Konzil deren falsche Ansichten über eine pastorale Verkündigung der

katholischen Sittenlehre durch eine richtigere ersetzen möge, indem es Irrtümer verurteilt.

Professor Ermengildo Lio hat damit noch einmal ganz klar ausgesprochen, daß das Konzil in seinen dogmatischen Aussagen Bastionen der Abwehr gegen den Irrtum errichten und feierliche Verbote erlassen solle, durch die, wie man ihn doch wohl richtig versteht, auch Lehren katholischer Theologen betroffen oder berührt werden.

Die beiden Ansprachen des Heiligen Vaters können aber unmöglich zum Beweis für diese Auffassung herangezogen werden, auch nicht die Botschaft vom 11. September. Dort sagte der Papst: „Was ist ein Ökumenisches Konzil anderes als die erneute Begegnung mit dem Antlitz Christi, des Auferstandenen, des glorreichen und ewigen Königs, das seinen Glanz ausstrahlt zum Heil, zur Freude und zur Verherrlichung der Menschheit“ (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 44). Dann sprach er von den Problemen, die der Welt diese Begegnung erschweren, und im Zusammenhang mit diesen Problemen sprach er von Irrtümern als von Fehllösungen, an deren Stelle die Kirche christliche Lösungen anbiete. Lösungen, nicht Anatheme! Der Unterschied liegt nicht darin, daß die Wahrheit im ersten Fall verschwiegen und im zweiten gesagt wird, sondern darin, wie sie gesagt wird.

Der Kern des Problems

Es hängt allerdings nicht allein von der Sprache des Konzils ab, ob seine Verkündigung Glanz, Heil, Freude und Herrlichkeit ausstrahlen wird. In der Frage nach einer positiven, pastoralen und ökumenischen Sprache verbirgt sich die Frage nach dem Verhältnis zwischen dem unerschöpflichen Gehalt des Evangeliums und der notwendig unvollkommenen Möglichkeit, ihn in menschlichen Worten, und wären es die Worte eines Konzils, einzufassen und auszusagen. Und hinter den verschiedenen Auffassungen von dem, was positiv, pastoral und ökumenisch ist, verbirgt sich auch eine je verschiedene Auffassung von diesem Verhältnis.

Die Gruppe um das Heilige Offizium, deren Auffassungen hier wiedergegeben wurden, glaubt, die allein wahre Auslegung des Evangeliums gegen diskutabile, wenn nicht überhaupt irrierte neue theologische Auslegungen verteidigen zu müssen. Ob dazu ein Konzil notwendig war und ob es, wenn schon einmal einberufen, nichts Wichtigeres zu tun hat als dies, das ist die eine Seite der Frage, zu der der Papst selbst sich hinreichend deutlich geäußert hat. Ob aber die Theologen des Kreises um Ottaviani mit Recht so sicher sein dürfen, daß ihre Auslegung die allein wahre ist, das ist die andere Seite. Man hat ihnen den Einwand gemacht, daß sie in ihren Entwürfen nicht deutlich genug zwischen der *sententia communis* und zwischen manchen Schulmeinungen der Scholastik des neunzehnten Jahrhunderts unterschieden haben, besonders nicht in dem Entwurf über die Offenbarungsquellen.

Noch schwerer wiegt der Einwand gegen den Entwurf über die Kirche, daß hier von einem zu engen Begriff von der Kirche ausgegangen worden sei, einem vornehmlich juristischen Begriff. Wie verlautet, geht das Schema *De Ecclesia* aus von einer typisch nachreformatorischen Konzeption der *Ecclesia militans*. Es steht deswegen in einem nicht nur sprachlichen, sondern wohl auch sachlichen Gegensatz zu dem Kirchenbegriff, der der Konstitution über die Liturgie zugrunde liegt. Von diesem Einwand wird auch das Schema der Kommission für die Orientalischen Kirchen über die Einheit der Kirche betroffen.

Diese beiden theologischen Entwürfe haben, wie man erfährt, die eschatologische Dimension der Kirche nicht genug bedacht, die so plastisch in Apg. 1, 11 ausgesprochen wird. Dazu sagt Dom O. Rousseau: „Es gibt keinen gültigen Begriff von der Kirche ohne diese Perspektive der Offenheit gegen das Haupt, das schon in die Glorie eingetaucht ist, und ohne eine klare Sicht auf den vorübergehenden Charakter der irdischen Kirche. Wenn man eine Ekklesiologie aufbauen will, indem man das unberücksichtigt läßt, schließt man sich notwendig in einen partiellen und ungenauen Gesichtswinkel ein“ (Irénikon, Nr. 4, 1962, S. 475).

Die Urheber der theologischen Entwürfe werden damit gefragt, ob sie, die mit so großem Pathos als Verteidiger der Wahrheit auftreten, denn auch immer die ganze Wahrheit gesehen haben. Können sie ihre eigene Meinung so mit der Wahrheit identifizieren, daß sie bereit sind, ganz allein für die Glaubensaussagen des Konzils den richtigen und den vollkommenen Ausdruck zu finden? Daß die Theologische Kommission oder jedenfalls ihr Präsident auch weiterhin in seiner souveränen Rolle verharret, ergibt sich aus einer neuen Nachricht. Sie besagt, daß Kardinal Ottaviani die letzte Sitzung der Gemischten Kommission für die Revision des Schemas über die Einheit der Kirche nur durch einen Beobachter besuchen ließ, während das Sekretariat zur Förderung der Einheit der Christen und die Kommission für die Orientalischen Kirchen durch je sieben Mitglieder vertreten waren. In der Meldung heißt es, der Kardinal halte sich auch jetzt von der gemeinsamen Arbeit möglichst fern, da es Aufgabe der Theologischen Kommission sei, darüber zu urteilen, ob die Schemata der anderen angenommen werden könnten, und nicht umgekehrt („Informations catholiques internationales“, 1. 3. 63, S. 7).

Daraus muß man wohl schließen, daß die Theologische Kommission sich nicht nur für ein übergeordnetes Organ hält, sondern auch, daß sie der Meinung ist, daß ihre eigenen Entwürfe und Urteile insofern das letzte Wort in allen Fragen der Lehre enthalten, als sie in ihrer Fülle und Tiefe keiner Ergänzung mehr bedürfen. Kardinal Ottaviani läßt auch jetzt keine Gelegenheit vorübergehen, zu zeigen, wie tief er von der Überzeugung durchdrungen ist, daß er mit den beiden Gremien, die er leitet, das höchste Lehramt der Kirche verkörpert, und zwar in einer Autonomie, vor der sich alle übrigen hirtenamtlichen Organe der Kirche und des Konzils hinsichtlich der Lehre auszuweisen haben. Die Trennung von Lehramt und Hirtenamt, von der zu Beginn dieses Berichts gesprochen wurde, wird hier in höchster Vollendung demonstriert, und jenes berühmte Wort des Papstes, in dem er zwischen der Substanz der Lehre und der Art und Weise ihrer jeweiligen Verkündigung unterschied, könnte dadurch eine Auslegung erhalten, an die wohl niemand gedacht hat.

Wenn nach den Grundlagen des Anspruchs, den Kardinal Ottaviani für die Theologische Kommission erhebt, gefragt würde, könnte man in Verlegenheit geraten und möchte sich eines Wortes aus der Rede von Kardinal Bea vom 13. Januar 1963 erinnern: „Man müßte begreifen“, so sagte der Präsident des Sekretariates zur Förderung der Einheit der Christen, „daß die Wirklichkeit tausend verschiedene Gesichtspunkte aufweist und tausend verschiedene Seiten hat, während die Erkenntnis des einzelnen Menschen, mag er auch noch so begabt und intelligent sein, kaum eine oder nur einige wenige von diesen be-

merkt“ (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 274). Von einer gewissen Einseitigkeit ist niemand ganz frei. So wurden auf dem Konzil auch gegen die theologischen Entwürfe Einwände in der Richtung erhoben, daß diese Schemata zu einseitig angelegt worden seien und der Vielfalt der Gesichtspunkte nicht gerecht geworden seien, die sowohl in der Sprache als auch in der Sache der Lehre über die Offenbarung, über die Kirche und wohl auch über die sittlichen Grundsätze hätten berücksichtigt werden sollen.

Diese Einseitigkeit mag ihren wichtigsten Grund darin gehabt haben, daß die Verfasser der Entwürfe allzu einseitig auf die Irrtümer unserer Tage und, wie es den Anschein hat, auch auf gewisse theologische Meinungen, die sie für irrig halten, geblickt haben. So mag über der Verteidigung der Wahrheit die Entfaltung ihrer Fülle und Tiefe zu kurz gekommen sein. Außerdem hat die Theologie in unserer Zeit eine so große Entwicklung in die Breite genommen, daß eine vielseitige Darstellung ihrer Lehre nur durch die Zusammenarbeit der verschiedenen Disziplinen und Forschungsrichtungen erreicht werden kann. Das hat Karl Rahner in seinem Aufsatz „Exegese und Dogmatik“ (Schriften zur Theologie Bd. 5, S. 82) dargelegt, und man mag sich fragen, ob diese Verschiedenheit in der Theologischen Kommission auch dem Gewicht nach vollkommen repräsentiert wurde und wird.

Abschließend ist festzustellen, daß allgemein anerkannte Maßstäbe für die positive, pastorale und ökumenische Fassung der theologischen Schemata auch heute noch nicht gefunden worden zu sein scheinen und daß die Repräsentanten der ersten Entwürfe, die von der Konzilsmehrheit heftig kritisiert wurden, unnachgiebig geblieben sind. (In einem folgenden Beitrag werden wir die Positionen der neueren Theologie zur Darstellung bringen.)

Der Erzbischof von Zaragoza über die Arbeit der Koordinierungs-Kommission

Nach seiner Rückkehr von Rom Ende Februar gab der Erzbischof von Zaragoza, Dr. Casimiro *Morcillo González*, einer der Subsekretäre des Konzils und damit Mitglied der Koordinierungs-Kommission, eine Erklärung über die von dieser jüngst geleisteten Arbeit ab („Ecclesia“, 2. 3. 63). Die Ausführungen des Erzbischofs lauten in deutscher Übersetzung:

„Das Konzil folgt seinem Weg, einem Weg intensiver Arbeit seitens der Konsultoren, seitens der Konzilsväter, seitens der Kommissionen und vor allem seitens der Koordinierungs-Kommission, deren Mitglieder sich nach vorausgehendem getrenntem Studium der Themen in acht ausgedehnten Sitzungen zusammengefunden haben, um wichtige Vereinbarungen zu treffen. Ich muß aber auch aussprechen, daß das Konzil vor allem deshalb seine Fortsetzung nimmt, weil der Papst unentwegt über die Fortsetzung des Konzils wacht. Die letzte Sitzung der Koordinierungs-Kommission wurde insgesamt durch den Papst präsiert, wobei außerdem die Kardinäle der Konzils-kommissionen anwesend waren. Bei dieser Gelegenheit konnte ich den Papst zwei Stunden lang aus der Nähe betrachten. Seine Farbe ist wieder ganz normal; die Lebhaftigkeit seines Antlitzes und seiner Augen ist die gleiche wie vor einem Jahr.“

Der Erzbischof resümiert dann die Zusammensetzung der Koordinierungs-Kommission, die aus sechs Kardinälen und fünf Erzbischöfen unter dem Vorsitz des Kardinalstaatssekretärs besteht. „Wir bischöflichen Mitglieder

haben in gleicher Weise Stimme und Stimmrecht wie die Kardinäle.“

„Die Sitzungen der Koordinierungs-Kommission fanden während acht aufeinanderfolgenden Tagen statt, und es wurden dabei Stück für Stück die Schemata studiert. Es wurden wichtige Beschlüsse gefaßt und bereits den Präsidenten der Konzilskommissionen und verschiedenen Kommissionen zugeleitet. Ihren Inhalt könnte man so zusammenfassen: einerseits die Schemata doktrinären, andererseits diejenigen disziplinären Inhalts. Erstere sind vor allem folgende: das von der Liturgie, das bereits ausführlich in der Konzilsversammlung beraten wurde und nun seinen normalen Weg läuft; das heißt, es wird nun von der zuständigen Kommission studiert und dann in seiner Neufassung erneut der Abstimmung in der Generalkongregation unterworfen. Das Schema von der Offenbarung muß beurteilt und umgearbeitet werden; es wurde ebenfalls in der Konzilsversammlung diskutiert; und gegenwärtig arbeitet daran die Kommission, um die vorgeschlagenen und positiv aufgenommenen Verbesserungen zu berücksichtigen. Das Schema vom Glaubensgut (depositum fidei) wird zum guten Teil in das Schema von der Kirche übernommen, zum anderen Teil in ein neues Schema, das gemäß den Grundsätzen der Tätigkeit der Kirche zum Wohl der Gesellschaft aufgestellt werden muß. Das Schema von der Kirche muß also nach den Wünschen und Hinweisen der Konzilsversammlung und vor der eigentlichen Diskussion neu gefaßt werden.

Ein neues Schema, das schon genannte über die Grundsätze der Tätigkeit der Kirche zum Wohl der Gesellschaft, ist gemeinsam von den Kommissionen für den Glauben und für das Laienapostolat vorzubereiten; darin werden Abkürzungen einiger Schemata eingeschmolzen, die — wie diejenigen über die Sozialordnung und über die Internationale Ordnung — getrennt behandelt worden waren. In dem Schema über Maria wird man ganz besonders ihre geistliche Mutterschaft über die Kirche studieren. In einem anderen Schema werden verschiedene schon vorbereitete Schemata in bezug auf die Orthodoxen, die Protestanten und die übrigen getrennten Brüder eingearbeitet. Die übrigen Schemata sind vor allem disziplinärer Art und müssen deshalb alle zusammen auf einige Prinzipien oder Normen reduziert werden, die dann der Diskussion durch das Konzil zugeführt werden. Über die Auswirkungen und Anwendungen, die sich aus diesen Grundsätzen ergeben, werden nicht die Generalkongregationen beraten; diese diskutieren lediglich darüber, ob sie in den [künftigen] reformierten Kodex des Kanonischen Rechts oder in ein Direktorium oder Handbuch eingehen sollen.“

Osterreichische Bischöfe zum Konzil

Nach der Rückkehr in ihre Diözesen berichtete die Mehrzahl der österreichischen Bischöfe in öffentlichen Vorträgen, meist im Rahmen der Katholischen Bildungswerke, über ihre Eindrücke und die bisherigen Ergebnisse des Konzils. Als die wichtigsten Tatsachen hoben sie übereinstimmend hervor: die praktisch unbeschränkte Rede- und Entscheidungsfreiheit, die auf dem Konzil herrschte; die vielfältigen Kontakte der Bischöfe untereinander, wodurch man die Probleme der Kirche der einzelnen Länder kennenlernte und unmittelbar die Weltweite der Kirche erlebte; die fruchtbringenden Begegnungen mit den anderen christlichen Religionsgemeinschaften.

Im besonderen betonte der Bischof von St. Pölten, Dr. Franz *Zak*, es habe niemand voraussehen können, daß gleich in der Ersten Sitzung des Konzils so viel Bedeutendes aufbrechen werde, weshalb man über das Erreichte — wenn auch die meisten Fragen offenblieben — sehr zuversichtlich sein könne: „Es gibt kein Zurück hinter den 11. Oktober 1962.“ Für die künftige Sitzung des Konzils regte er an, den Journalisten freien Zutritt zu den Generalkongregationen zu gewähren, da es der Sache des Konzils dienlicher sei, vor der Presse keine Geheimnisse zu haben. (Für eine umfassende Information an die Journalisten und die Öffentlichkeit und deren Recht auf Information setzte sich auch Mario v. Galli SJ in einem Vortrag vor den katholischen Journalisten in Wien ein.) Bei diesem Vorschlag war Bischof *Zak* offenbar von der Tatsache beeindruckt, daß in Rom während des Konzils viele unkontrollierte Gerüchte und Kombinationen kursierten, andererseits aber die Presse im großen und ganzen gewissenhaft über das Konzil berichtete, was Bischof *Zak* hinsichtlich der österreichischen Presse eigens hervorhob.

Der Bischof von Linz, Dr. Franz *Zauner*, wies auf die fast allgemeine Übereinstimmung in den Fragen der Liturgie hin sowie auf die Fortschritte im Bemühen um die christliche Einheit und die durch die persönlichen Begegnungen der Bischöfe aktivierte geistige und materielle Entwicklungshilfe. Er berichtete von den Gegensätzen zwischen den „Zentralisten“ und „Föderalisten“, zwischen traditionsgebundenen und reformfreudigen Bischöfen („Transalpini“) und von den Verzögerungen im Fortschritt des Konzils als Folge der Redefreiheit. Doch werde dies weitaus überwogen durch die großen positiven Ergebnisse des Konzils.

Der Bischof von Graz, Dr. Josef *Schoiswohl*, betonte die Bedeutung der Tatsache — in der geradezu das Wirken Gottes auf dem Konzil deutlich wurde —, daß der Entwurf, welcher der Mehrzahl der Konzilsväter ungeeignet erschien, zurückgezogen wurde. Er erklärte, daß nichts von vornherein festgelegt war und daß daher die Kirchenversammlung die Freiheit hatte, ihren eigenen Weg zu gehen. Im weiteren hob er das Anliegen des Konzils hervor, die Glaubenswahrheiten so darzustellen, daß sich der Mensch unserer Zeit davon angesprochen fühlt.

Auch der Bischof von Innsbruck, Dr. Paul *Rusch*, sieht ein wesentliches Ergebnis des Konzils in der Erkenntnis, daß die Religion in einer neuen Sprache gesagt werden muß: „Es braucht von unserer Seite der demütigen Erkenntnis: Wir haben vieles falsch gemacht. Vier Jahrhunderte hindurch haben wir *uns* die Wahrheit gesagt, jetzt müssen wir bereit sein, die Wahrheit in der Sprache der anderen zu verkünden.“ Bischof *Rusch* sprach von den verschiedenen Meinungen auf dem Konzil und vermerkte, daß sich die Bischöfe „aus dem Reich Karls des Großen“ bald zu einer offenen Gruppe zusammengefunden haben und daß die Kontakte der Bischöfe untereinander außerordentlich wertvoll waren. Auch er sieht in der Zurückweisung der Entwürfe, in denen „auf die Denkweise der Ostkirche und der getrennten Brüder zuwenig Rücksicht genommen worden sei“, etwas sehr Wesentliches. Als die vordringliche Aufgabe der kommenden Konzilsperiode bezeichnete er die Schaffung einer Atmosphäre, die für die Wiedervereinigung günstig ist. Dazu aber müßte noch „viel vergangene Schuld des Abendlandes abgebaut werden“.

Kardinal Dr. Franz *König* hielt noch vor Ende der Ersten Konzilsperiode (am 20. 11. 62 bei seinem Aufenthalt in Wien anläßlich der österreichischen Nationalratswahlen)

einen Vortrag über das Konzil in Hinblick auf die Aufgaben der Kirche in der einwandernden Welt. Er bezeichnete als jetzt schon sichtbare Ergebnisse des Konzils, daß sich die Kirche ihrer übernationalen Kräfte bewußt werde, die „viel zu lange brach gelegen seien“, und daß das Konzil keinen Pessimismus spüren läßt, vielmehr der ganzen Kirche neue Zuversicht und Selbstvertrauen einflößt.

Unter den Aufgaben der Menschheit von heute und morgen, bei denen die Kirche zur Mitarbeit berufen ist, nannte der Kardinal als erstes die Sicherung der wirtschaftlichen und kulturellen Existenz der Entwicklungsvölker. In Rom sei ihm in vielen Begegnungen und Diskussionen außerhalb der Konzilssitzungen deutlich geworden, wie sehr die Bischöfe aus Afrika und Asien von den europäischen Völkern und im besonderen von der Kirche Verständnis und Hilfe für ihre großen Probleme erwarten und geradezu von ihr fordern, daß sie zu den Pionieren gehören müsse bei der Lösung dieser Weltprobleme. Das Abendland möge daher seine Stunde erkennen und die notwendigen Opfer — den Verzicht auf die weitere Steigerung des Lebensstandards — nicht scheuen. „Angesichts der labilen Weltlage ist uns vielleicht eine Stunde der Gnade geschenkt, eine Stunde der Besinnung und Einkehr unserer Welt, die so stark vom Interessenegoismus und Wohlfahrtsmaterialismus durchsetzt ist.“

Eine weitere Aufgabe der Kirche an der Welt sei die Mahnung zur Einkehr und Umkehr, nicht bloß für den einzelnen, sondern für die Völker im ganzen. Es gebe kein unabänderliches Absterben für Kulturen, wie Oswald Spengler in seinem „Untergang des Abendlandes“ meinte; vielmehr berge das Christentum Kräfte der Regeneration in sich, wenn sich nur die Völker darauf besinnen wollen und ihre Irrtümer und Irrwege erkennen, um eine Gesinnungsänderung herbeizuführen. Dieses so unmodern klingende Wort von der Reue sei heute von größter Dringlichkeit. Gebet und Opfer, wie sie die Kirche von ihren Gläubigen fordert, stärken die Erkenntnis von der Notwendigkeit der Einkehr und Umkehr.

Zur Frage der Erhaltung des Weltfriedens erklärte Kardinal König, daß die Erhaltung des Friedens nicht ausschließlich Sache der Politiker sei, sondern stark von der öffentlichen Meinung bestimmt werde, an der alle mitwirken können und alle mitverantwortlich sind. Die Kirche könne durch Mobilisierung des christlichen Gewissens im Interesse des Weltfriedens das Schicksal der Welt sehr beeinflussen. Ob der technische Fortschritt zum Segen oder zum Fluch der Menschheit wird, liege nicht in der Eigengesetzlichkeit der Technik und Wirtschaft, sondern hänge von den geistigen und sittlichen Kräften des Menschen ab.

Zum Schluß erklärte Kardinal König unter Hinweis auf die Begegnungen mit den Bischöfen anderer Rassen und deren selbständiges und lebendiges Urteil, daß nicht nur Europa als Ganzes seinen politischen und geistigen Führungsanspruch verloren habe, sondern auch die Kirche in Europa nur mehr einen Vorrang der Tradition, nicht aber der Führung besitze. Auf dem Konzil wurde den europäischen Bischöfen immer wieder zum Bewußtsein gebracht, daß die Kirche heute gezwungen wird, ihr europäisches Kleid in Kultur und Kunst abzulegen. „Europa muß sich bewußt sein, daß die Kirche nicht mehr auf Europa, wohl aber Europa auf die Kirche angewiesen ist.“

Konzilsecho aus Frankreich

Von allen Ländern der „alten Kirche“ war das Engagement für das Zweite Vatikanische Konzil in Frankreich am stärksten. Das gilt nicht nur für den Episkopat und den Klerus, sondern für die ganze Kirche Frankreichs. Den Beweis dafür bilden sowohl die zahllosen Pressekommentare und Zeitschriftenbeiträge, die bis zur Eröffnung des Konzils die Erwartungen der Gläubigen wiedergaben, als auch das wache Interesse der Öffentlichkeit (und zwar nicht nur der katholischen) am Verlauf und am Ergebnis der Ersten Sitzungsperiode.

Wer die letzten 20 Jahre französischer Kirchengeschichte kennt, wird von dieser Tatsache kaum überrascht sein. Von diesem Land gingen während dieser Zeit wichtige Impulse für das kirchliche Leben aus, deren Wirkungen sich nicht nur auf Frankreich beschränkten. Die Leistungen der französischen Theologie besonders in jenen Disziplinen, die mit den gesamtkirchlichen Erneuerungsbewegungen der letzten Jahrzehnte engstens zusammenhängen, sind unbestritten. Frankreich hat neben Deutschland und Belgien den gewichtigsten Anteil an der modernen Bibelbewegung und an der liturgischen Erneuerung. Ohne diese beiden eminent wichtigen Bewegungen wären die zentralen Anliegen, die auf dem Konzil zum Tragen kommen, kaum verständlich. Der spezifischen Geistigkeit des französischen Katholizismus entsprechend, war man vor allem um einen Ausgleich bestrebt zwischen theologischer Lehre und praktischer Seelsorge, zwischen spekulativer und praktischer Theologie, und bemühte sich um eine pastoral „verwertbare“ Formulierung dogmatischer Aussagen. Aus dem französischen Raum kamen auch wichtige Neuansätze für das Laienapostolat. Die Präsenz des französischen Elementes in den internationalen katholischen Organisationen ist beachtlich. Der französische Katholizismus zeigt nach all den Versuchen, Erfolgen und Fehlschlägen der letzten Jahrzehnte eine unverminderte Lebenskraft.

Zugleich gehört Frankreich zu jenen Ländern, in denen die Entchristlichung breiter Schichten, insbesondere der Arbeiterschaft, am weitesten fortgeschritten ist. Die Kirche konnte dieser Entwicklung nicht länger zusehen, ohne ihre eigene Sendung in Frage zu stellen. Daher verfügt man heute in Frankreich über konkrete pastorale Erfahrungen mit einer Kirche, die als aktive Minderheit in einer ungläubig oder gleichgültig gewordenen Gesellschaft lebt. Die Einsicht in die Notwendigkeit tiefgreifender Reformen des kirchlichen Lebens und der Erneuerung des „theologischen und kirchlichen Sprachgebrauches“ hat sich hier besonders stark durchgesetzt, weil sie einem offen zutage tretenden Notstand entsprang. Das Phänomen der fortschreitenden Entchristlichung der Massen infolge gesellschaftlicher Strukturveränderungen hat zu wiederholten Versuchen einer auf den sozio-kulturellen Gegebenheiten aufbauenden „pastorale d'ensemble“ geführt. Schließlich hat sich der französische Episkopat in den letzten Jahren durch die Errichtung einer Reihe von zentralen Amtsstellen fortschreitend zur kollegialen Verantwortung für die gesamte Kirche Frankreichs bekannt. Von hier aber führt eine gerade Linie zu den Fragen, die auf dem Konzil selbst eine zentrale Rolle spielen bzw. noch spielen werden.

Der Widerhall des Konzils in der öffentlichen Meinung

Da das Interesse am Konzil aus den genannten Gründen, aber auch wegen der Linie, die der Papst diesem von Anfang an zu geben sich bemühte, groß war, fand die

Erste Sitzungsperiode trotz der nach außenhin „mageren“ Ergebnisse in der französischen Öffentlichkeit einen besonders starken Widerhall. Dies war nicht zuletzt ein Ergebnis der sehr ausführlichen und im ganzen seriösen und objektiven Berichterstattung der katholischen und der neutralen Presse. Die Pariser katholische Tageszeitung „La Croix“ veröffentlichte während der Dauer der Ersten Sitzungsperiode täglich einen eigenen Konzils Sonderdienst mit einem Leitartikel des in Rom weilenden Chefredakteurs Antoine Wenger. Diese auflagenstärkste katholische Tageszeitung bot zweifellos die vollständigste und zugleich qualifizierteste Information über das Konzilsgeschehen. Die Unbefangenheit, mit der auch delikate Konzilsthemen behandelt wurden, zeigt, daß auch eine großzügige Handhabung des Konzilsgeheimnisses weder dem zur Verhandlung anstehenden Gegenstand noch dem Konzil selbst zum Schaden gereicht. Zu erwähnen sind hier auch die beiden katholischen Wochenzeitungen „Témoignage Chrétien“ (sozialreformerisch) und „La France catholique“ (konservativ). „Témoignage Chrétien“ veröffentlichte zu Beginn und am Schluß der Ersten Sitzungsperiode eine Sondernummer mit Beiträgen namhafter französischer Theologen. „La France catholique“ publizierte u. a. ein vielbeachtetes Interview mit Kardinal Ottaviani. In den vierzehntägig erscheinenden „Informations catholiques internationales“ erschienen während der Ersten Sitzungsperiode neben einer ausführlichen Chronik der Ereignisse die „bloc-notes“ von Yves Congar. In der „Documentation Catholique“ wurden außer den wichtigsten päpstlichen Dokumenten und wichtigen Stellungnahmen von Bischöfen auch mehrere in der Konzilsaula abgegebene Stellungnahmen im Wortlaut wiedergegeben. Zahlreiche Bischöfe unterrichteten zudem ihre Gläubigen durch gelegentliche Briefe aus Rom, die jeweils in den Kirchenblättern ihrer Diözesen veröffentlicht wurden. Außerordentlich zahlreich waren die öffentlichen Stellungnahmen von Bischöfen nach deren Rückkehr vom Konzil. Etwa ein Dutzend der bisher bekanntgewordenen Fastenhirtenbriefe 1963 des Episkopates handeln ausschließlich vom Konzil, andere berühren ein mit dem Konzil zusammenhängendes Thema. So trugen auch die Bischöfe in mehrfacher Weise zur Unterrichtung der Öffentlichkeit über das Konzilsgeschehen bei. Mit wenigen Ausnahmen zeigte auch die neutrale Presse sowohl reges Interesse am Konzilsgeschehen — sie zeigte das, weil sie offenbar merkte, daß sie beim Leser damit „ankam“ — als auch Bereitschaft zu objektiver und selbst in delikatsten Fragen sachlicher Berichterstattung. Verschiedene neutrale Zeitungen, so „Le Figaro“ und „Le Monde“, haben bei Gelegenheit wiederholt ihre Spalten katholischen und evangelischen Theologen geöffnet und auf diese Weise ihre Leser auch über den Stand des ökumenischen Gesprächs informiert. Die gesamte Konzilsberichterstattung war gekennzeichnet von einer bemerkenswerten Offenheit. Laut „Le Monde“ (2. 3. 63) erklärte Erzbischof R. L. Stourm von Sens, der neue Vorsitzende der Bischofskommission für Presse, Film und Funk, der auch auf dem Konzil im Auftrag der Kommission für das Laienapostolat das Schema über die sozialen Kommunikationsmittel vorgelegt hatte (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 198), er für seine Person trete dafür ein, daß das Konzilsgeheimnis auf das unbedingt Notwendige beschränkt werde. Er sehe auch kein Hindernis für die Anwesenheit von Presseberichterstatern in der Konzilsaula. Er kündigte an, daß während der nächsten Sitzungsperiode die von der Versamm-

lung der Kardinäle und Erzbischöfe geschaffenen Pressedienste (gemeint ist wohl das im vorigen Jahr errichtete Nationale Sekretariat für Kirchliche Information) der Presse zur Verfügung stehen werden. Die Frühjahrstagung der Kardinäle und Erzbischöfe werde sich voraussichtlich mit dieser Frage befassen. Er sei bereit, jede Initiative in dieser Richtung zu unterstützen. Damit greift also auch der französische Episkopat eine Anregung auf, die in manchen Ländern laut geworden ist.

Erwartungen und Befürchtungen zu Konzilsbeginn

Überblickt man die Veröffentlichungen aus der Zeit vor dem Konzilsbeginn, so lassen sich zwei zentrale Erwartungen innerhalb der Kirche Frankreichs feststellen: die Hoffnung auf eine Erneuerung der kirchlichen Strukturen und die Erwartung einer missionarischen Neuorientierung der Gesamtkirche (vgl. P. Chenu in „Témoignage Chrétien“, 12. 10. 62). Mit beiden Erwartungen engstens verbunden bleibt der Dialog mit den getrennten Christen, in dem bereits bei den Vorbereitungsarbeiten des Konzils mit der Schaffung und der Tätigkeit des Sekretariates zur Förderung der Einheit der Christen einer der sichtbarsten Fortschritte erzielt worden war (vgl. R. Rouquette, „Études“, Oktober 1962). Diesen Erwartungen standen Befürchtungen sehr verschiedener Natur gegenüber. Sie konzentrierten sich im wesentlichen auf die Frage, ob die Kirche gemäß dem Willen und den Richtlinien des Papstes auf dem Konzil Bewegungsfreiheit genug erhalten werde, um wesentliche und nicht nur geringfügige Reformen beschließen und durchführen zu können. Trotz der vertrauenerweckenden Ansprachen und Rundschreiben des Papstes, in denen dieser, wenn auch in sehr allgemeinen, so doch klaren Worten das Konzil als Reformkonzil umschrieben hatte, ließen manche Ereignisse der Vorbereitungszeit Skepsis wach werden. Man hatte bis zum Konzilsbeginn keinen genügenden Einblick in die von den Vorbereitenden Kommissionen ausgearbeiteten Schemata und bemängelte, daß diese erst sehr spät den einzelnen Bischöfen zugestellt worden waren. Man hörte von gewissen divergierenden Strömungen innerhalb und zwischen den einzelnen Vorbereitenden Kommissionen. Man wußte nicht, in welcher Gestalt die ausgearbeiteten Entwürfe endgültig der Konzilsversammlung vorgelegt würden, und zweifelte daran, ob die Bischöfe nicht doch vor mehr oder weniger vollendete Tatsachen gestellt würden, über die sie höchstens noch abzustimmen hätten. Man sah die Vorbereitungsarbeiten als zu einseitig kurial an und war vor allem skeptisch gegenüber dem „beherrschenden“ Einfluß des Heiligen Offiziums. Es fehlte auch nicht an Stimmen, die angesichts der besonderen Situation der Kirche der Gegenwart eine gründlichere und längere Vorbereitung des Konzils wünschten und meinten, das Konzil sei zu früh anberufen worden. Man wünschte eine theologisch und ländermäßig ausgeglichene Repräsentation in den Vorbereitenden Kommissionen. Man bezweifelte — kurz gesagt — die Möglichkeit einer wirklich weltweiten offenen Beratung auf dem Konzil, die man als eine Antwort auf die spezifischen Herausforderungen der Gegenwart für dringend hält. Skeptiker verwiesen auch auf das für französische Beobachter nicht gerade ermutigende Ergebnis der Römischen Synode und bezweifelten, ob es zu einer wirklichen Begegnung zwischen „Rom“ und der „Peripherie“ kommen würde. Diese noch etwas vordergründig anmutenden Zweifel hatten ihre Ursache nur zum Teil in einem allgemeinen

Mißtrauen gegenüber der Kurie und den in den Vorbereitungsarbeiten besonders engagierten Kongregationen. Das Konzil war für die Öffentlichkeit und für die Bischöfe noch eine große Unbekannte, und man wußte noch nicht, wie sich der Episkopat selbst auf dem Konzil verhalten würde. Aber man gab auch noch tiefer liegende Schwierigkeiten zu bedenken. Angesichts der übergroßen Erwartungen, die manche Kreise dem Konzil entgegenbrachten, sah man sich genötigt, auf die fast unüberwindlichen Schwierigkeiten hinzuweisen, mit denen die Kirche im allgemeinen und das Konzil im besonderen sich auseinanderzusetzen hat. So schrieb wenige Tage vor Konzilsbeginn É. Rideau in der „Revue de l'Action Populaire“ (Oktober 1962), die Situation der Kirche der Gegenwart kurz skizzierend: Mit geradezu wissenschaftlicher Exaktheit habe heute die Kirche ihre Situation erkannt. „Sie weiß, ... daß sie die Arbeiterschaft fast zur Gänze verloren hat und dazu einen großen Teil der Bauernschaft. Sie weiß nunmehr, daß, abgesehen von begrenzten Eliten, auch die Intelligenz, die sich immer mehr aus technischen Schichten zusammensetzt, sich ihr entfremdet. Sie weiß um die Größe des kommunistischen Phänomens, um seine mögliche oder wahrscheinliche Ausdehnung und um die Schwierigkeiten, die dem Apostolat aus einer materialistischen Ethik erwachsen.“ Die Kirche beginne auch die Grenzen, wenn nicht gar den Mißerfolg der missionarischen Bemühungen bei den nichteuropäischen Völkern zur Kenntnis zu nehmen und wisse um die Tatsache, daß der Anteil der Katholiken an der Gesamtheit der Weltbevölkerung rapide abnehme. Schließlich bleibe das Ärgernis der christlichen Spaltung weiterbestehen. Angesichts dieser Situation vermöge aber die Kirche und vor allem das Konzil nicht mehr zu „leisten“, als was an Möglichkeiten in der konkret verfaßten Kirche enthalten sei. Bereits im Mai hatte R. Marlé zu diesem Aspekt des Konzils geschrieben: „Die Führer der Kirche (die Bischöfe) sind immer zugleich deren Kinder. Nicht nur in ihrer privaten Erfahrung als Gläubige, sondern auch in ihrer Amtsführung sind sie in bestimmter Weise mit dem Volk Gottes solidarisch in seiner konkreten, aktuellen Wirklichkeit. Sie nehmen teil an seinen Reichtümern, aber auch an seinem Elend.“ Sie könnten in ihren Lehrentscheidungen nur vom tatsächlichen Stand der heutigen Theologie ausgehen, auch wenn sie in diesen Entscheidungen selbst (im Sinne einer *assistencia negativa*) nicht irren können. Trotz dieser Unfehlbarkeit „ist es aber nicht ausgeschlossen, daß sich die Väter in den Fragen, die relativer Natur sind, von allzu menschlichen Gesichtspunkten leiten lassen“ (Études, Mai 1962).

Kritische Stellungnahmen zum Konzilsverlauf

Der hoffnungsvolle Auftakt des Konzils, die Eröffnungsansprache des Papstes, in der zum erstenmal die Zielsetzungen des Konzils eindeutig beim Namen genannt wurden, und die Verabschiedung der Botschaft der Konzilsväter an die Welt, für die die Initiativen ja von Frankreich ausgegangen waren, sowie das Verhalten des Weltepiskopats bei der Wahl der Kommissionsmitglieder fanden besonders in Frankreich außerordentlichen Widerhall. Nicht zuletzt dieser so positive Beginn des Konzils trug zur Stärkung des Interesses am Konzilsgeschehen bei. Die Befürchtungen, das Konzil könnte einen allzu engen Weg beschreiten und keine eigentliche Diskussion aufkommen lassen, hatten sich nicht erfüllt. Trotzdem fehlte es auch weiterhin nicht an einzelnen kritischen Stellungnah-

men zum Konzilsverlauf als ganzem und zu einzelnen Vorgängen auf dem Konzil. Wenig Anklang fand in Frankreich schon die Art und Weise der Eröffnung. Y. Congar meinte in seinen „bloc-notes“, die Liturgische Bewegung habe wohl vor den Toren von St. Peter haltgemacht („Informations catholiques internationales“, 1. 11. 62). Man berichtete sogar über das Mißfallen, das die Einführung des Namens des heiligen Joseph in den Meßkanon durch den Papst gerade während des Konzils bei manchen Konzilsvätern ausgelöst habe. Die Berücksichtigung der Kurie bei der Ernennung der restlichen Kommissionsmitglieder durch den Papst wurde zwar als „ausgleichender Akt“ begrüßt, aber R. Rouquette machte bereits im Dezember auf die Möglichkeit aufmerksam, die Hauptarbeit des Konzils könnte sich auf die einzelnen Kommissionen verlagern, und dort können die Vertreter der beharrlichen Linie Neuerungen, für die sich die Mehrheit der Väter direkt oder indirekt ausgesprochen hatte, verhindern („Études“, Dezember 1962). Alles, was am Konzilsereignis typisch „römisch“ gefärbt war, wurde kritisch unter die Lupe genommen. R. Rouquette berichtete über Gespräche in Rom, in denen immer wieder von „Rom und der Peripherie“ (*le reste de la Catholicité*) die Rede sei. Er sprach von einer „Malaise“ wegen „der allzu engen Identifikation zwischen der obersten und unbestrittenen Gewalt des Papstes und dem zentralen Verwaltungsapparat der Kirche“ und fand die Interpretation Kardinal Ruffinis, die Kurie sei die „unmittelbare Helferin“ des Papstes, zwiespältig. Das Liturgieschema habe „einen wahren Sturm der Opposition“ in der Kurie und in Rom ausgelöst, hauptsächlich bei Leuten, die keine direkte seelsorgliche Erfahrung besäßen. Zusammenfassend meinte Rouquette, man könne nicht von einer Opposition gegenüber der Kurie sprechen, „aber es offenbart sich eine Malaise angesichts des feindlichen Verhaltens gewisser Mitglieder der Kurie gegenüber jeder Reform, angesichts der Absicht (*prétention*) gewisser Kongregationen, alles zu regeln“. Dieses Verhalten könne vor allem die Arbeit während der Zwischenpausen des Konzils einträchtigen.

P. Rousseau verwies auf die Vorteile und Nachteile der Vorbereitung und Abhaltung des Konzils in Rom und kritisierte die von Rom ausgehende Tendenz zur strengen lateinischen und „westlichen“ Einheitlichkeit in der römischen Kirche. Die römische Kirche habe sich, nachdem sie den Kontakt mit dem Osten verloren habe, gleichsam „wie eine Pyramide auf dem Fundament des Westens“ erhoben und allem, was durch sie christianisiert worden sei, ihren Stil auferlegt. Er spricht von der „erdrückenden und rigiden Uniformität“ der lateinischen Kirche und drückte seine Sorge für die Zeit nach dem Konzil aus: „Einige Jahre nach dem Konzil von Trient mußte eine Kongregation geschaffen werden, um die Entscheidungen durchzuführen. Man wird nach diesem Konzil eine schaffen müssen, damit die Dekrete nicht entwertet werden“ (Irénikon, Januar 1963). Es bestehe die Gefahr eines unzutreffenden Triumphalismus, einer Verwechslung zwischen streitender und triumphierender Kirche. Sein Gesamturteil war jedoch positiv: „Gewisse offenkundig gewordene Wirklichkeiten, die ihren Grund zum Beispiel in der Gegenwart einer mit neuer Lebenskraft erfüllten Ostkirche, in der missionarischen Ausdehnung oder in der Entkolonisierung hatten, haben bereits in dieser Ersten Sitzungsperiode zu einer Änderung der Perspektiven geführt.“

Auf was es auf dem Zweiten Vatikanum ankommt

Neben diesen in erster Linie aus der aktuellen Berichterstattung hervorgegangenen Beiträgen, die trotz der hier gekennzeichneten kritischen Grundhaltung ein sehr positives Echo auf die Erste Sitzungsperiode erkennen lassen, sind an eigentlichen theologischen Beiträgen bisher nur zwei bekannt geworden: das Buch von Y. Congar „Vatican II: Le Concile au Jour le Jour“ (Ed. du Cerf, Paris 1963), das zwar auf der chronologischen Wiedergabe der Ereignisse aufbaut, aber wertvolle theologische Hinweise enthält, und der Artikel von P. Daniélou „Le Concile a-t-il trouvé sa voie?“ (Études, Januar 1963). Daniélou versucht den konkreten Standort des Konzils zu finden, weniger eine Bilanz der Ersten Sitzungsperiode zu bieten. Es komme darauf an, „daß sich die Väter ihrer Situation voll bewußt werden“, in die sie auf dem Konzil durch die Gegenwart gestellt sind. Das Konzil sei in erster Linie der Ort der Begegnung zwischen Kirche und Welt. Denn „das Konzil gehört einer Wirklichkeitsordnung an, die nicht bloß den menschlichen Geist umfaßt, sondern an das heranführt, was den Menschen übersteigt“. Das Konzil habe sich um die Erkenntnis der vielschichtigen Wirklichkeit der Gegenwart bemüht. „Wir haben heute das Gefühl, einer geheimnisvollen Begegnung beizuwohnen zwischen dem, was der Mensch Großes in unserer Epoche vollbracht hat, und dem, was die Kirche allein beisteuern kann, diese Verwirklichungen zu krönen und zu heiligen.“ Um diese Erkenntnis habe sich das Konzil während der Ersten Sitzungsperiode bemüht, und es habe sie gefunden. Jetzt gehe es darum, daraus die richtigen Folgerungen zu ziehen und den Versuchungen des „status quo“ einerseits und der „Relativierung der Werte“ andererseits zu entgegen. Zur Debatte stehen „nicht diese oder jene partikulären Wahrheiten“, sondern „die Fundamente des Lebens und der menschlichen Gesellschaft selbst“. Das zentrale Problem sei die Frage „nach der Fähigkeit der menschlichen Intelligenz, eine objektive Wahrheit zu erkennen“, es gehe „um die Grundlagen einer für alle Menschen geltenden Moral“, um die Fundamente, auf denen „der Friede und die Gerechtigkeit in der menschlichen Gesellschaft“ gründen können. Das sei das wesentliche Ziel, das der Papst dem Konzil gestellt habe.

Die Kirche habe die Aufgabe, „dem Menschen von heute den göttlichen Sinn seines Schicksals zu zeigen“. Sie kann sich nicht auf sich selbst zurückziehen und die ihr von Christus anvertrauten „Schätze“ sich selbst reservieren. Sie muß diese nicht nur unversehrt erhalten, sondern der hungernden Menschheit austeilen. So bestehe die „Problematik“ des Konzils zunächst darin, „eine Antwort zu geben auf die aktuellen Probleme“ und zugleich die „gleichbleibende Wahrheit“ zu bekräftigen. Es gelte, hierfür so etwas wie eine Methode zu finden. Bevor man weiß, „was man spricht“, müsse man wissen, „wie man sprechen muß“. Die Findung dieser Methode habe die Erste Sitzungsperiode zu leisten gehabt. Das sei nicht endgültig gelungen. Die verschiedenen Meinungen über den einzuschlagenden Weg blieben bestehen. Sie haben ihre notwendige Berechtigung. Das Konzil müsse Lehrkonzil sein, es könne sich aber in der Ausübung seines Lehramtes nicht „der Sprache des Mittelalters“ bedienen. Die Kirche könne Lehre und Pastoral nicht nebeneinanderstellen — ein solcher Vorschlag war von französischer Seite auf dem Konzil vorgetragen worden —, sie müsse für ihre Verkündigung den Weg einer Synthese zwischen der Rein-

erhaltung der Lehre und der Notwendigkeit der „Ausstrahlung“ gehen. „Integrität der Wahrheit“ und „Ausstrahlung der Liebe“ bezeichnet Daniélou als „die authentischen Bedürfnisse unserer Zeit“. Ihnen habe die Kirche zu entsprechen. Der einzig mögliche Weg sei „der brüderliche Dialog und ein gemeinsames Suchen“.

Die Lehre von der Kirche — das zentrale Thema

Das „gegenwärtige Drama“ sieht Daniélou in der Tatsache, daß der Mensch heute „Christus in der Kirche nicht erkennt“. Es gehe deshalb in erster Linie um eine Erneuerung der Kirche, „die durch sich Christus liebenswert macht“. „Es ist das wahre Gesicht der Kirche, das der Welt gezeigt werden muß.“ Diese Erneuerung der Kirche ist auch das zentrale Anliegen von Th. Camelot in seinem Beitrag „Les leçons spirituelles du Concile“ (La Vie spirituelle, Februar 1963). Seine Gedanken kreisen u. a. um die Notwendigkeit ständiger Vertiefung des „kirchlichen Bewußtseins“ (conscience ecclesiale) aller Glieder der Kirche, damit sich die Kirche erneuere und immer christusförmiger werde, „um der Welt das anziehende Antlitz Christi zu zeigen, das in unseren Herzen leuchtet...“ Um dieses kirchliche Bewußtsein zu stärken und seine Strahlungskraft zu vergrößern, wünsche man, daß die Konzilsdekrete auch in ihrer theologischen Formulierung den „Charakter einer frohen Botschaft an die Welt“ zeigten. Die Bemühungen um ein tieferes Verständnis der Kirche sollten auch in der praktischen Schulungsarbeit der Geistlichen und Laien intensiviert werden. Kardinal Feltrin forderte die Geistlichkeit und die katholischen Verbände auf, ihre Schulungsarbeit besonders auf die Lehre von der Kirche zu konzentrieren und der Hierarchie ihre Erfahrungen und Ergebnisse mitzuteilen, damit diese sie in ihren Stellungnahmen zum Schema „de Ecclesia“ berücksichtigen könne („La Croix“, 20. 12. 62). Das Thema Kirche hat auch in den diesjährigen Fastenhirtenbriefen der Bischöfe einen breiten Niederschlag gefunden. Vor allem in den beiden Hirtenbriefen von Kardinal Gerlier und Kardinal Liénart (vgl. S. 345 f.).

Mit den konkreten Perspektiven einer kirchlichen Reform, wie sie sich in der Ersten Sitzungsperiode des Konzils abzeichneten, befaßt sich der diesjährige Fastenhirtenbrief des Erzbischofs von Cambrai, E. Guerry, unter dem Titel: „Die positiven Resultate der Ersten Sitzungsperiode des Konzils“ (La Documentation Catholique, 3. 2. 63). Als erstes dieser positiven Resultate nennt Erzbischof Guerry, der zugleich Generalsekretär der Versammlung der Kardinäle und Erzbischöfe Frankreichs ist und u. a. auf dem Konzil „im Namen des größten Teils der französischen Bischöfe“ seine negative Stellungnahme zum Schema über die „Quellen der Offenbarung“ vorgetragen hatte, „die überzeugende Manifestation des kollegialen Charakters des Bischofsamtes als eines der fundamentalen Merkmale der göttlichen Gründung der Kirche“. Was bedeutet dieser kollegiale Charakter des Bischofsamtes? „Er bedeutet die direkte solidarische Verantwortung, die unter der Autorität des Papstes das ganze Bischofskollegium für die Evangelisation der Welt und für die Begründung der Kirche in der ganzen Welt trägt.“ Er legt jedem Bischof neben seiner speziellen Verantwortung für die Leitung seiner Diözese eine unmittelbare Verantwortung für die Leitung der Gesamtkirche auf. Diese Mitverantwortung ist von primärer Bedeutung auch für die Amtsausübung des Bischofs in seiner Diözese, denn von ihr muß sich der Bischof bei der Erfüllung seiner eigenen Aufgaben in der

Diözese „leiten und inspirieren“ lassen. Das Problem auf diesem Konzil bestehe darin, eine gültige Formulierung dieser kollegialen Verantwortung zu finden. Hier seien noch nicht alle Schwierigkeiten überwunden, und die Frage der lehramtlichen Formulierung bleibe noch offen. Das Konzil habe jedoch gezeigt, daß „eine völlige Harmonie der Beziehungen“ bestehe zwischen der Autorität des Papstes und dem Kollegium der Bischöfe. Diese Harmonie habe sich im Verlauf des Konzils selbst als ungemein fruchtbar erwiesen. Und durch die kollegiale Verantwortung der Bischöfe, vereint mit dem Papst, sei vielen „die Katholizität der einen und apostolischen Kirche offenkundig geworden“. Erzbischof Guerry verweist auf die Bedeutung der Bischofskonferenzen: „Die Arbeitssitzungen haben das gegenseitige Verständnis begünstigt, Gegensätze und Vorurteile beseitigt und so zu einer viel solideren Zusammenarbeit bei den künftigen Konzilsberatungen beigetragen. Schließlich hat das Konzil selbst die Bildung und Weiterentwicklung nationaler und regionaler Bischofskonferenzen gefördert.“ Man stehe hier zwar immer noch am Anfang: „Aber bereits bevor die Lehre von der Kollegialgewalt der Bischöfe verkündet worden ist, ist sie schon niedergeschrieben in Tatsachen, im Leben der Kirche.“ Ähnliche, wenn auch weniger ausführliche Hinweise finden sich zur gleichen Frage in einer Reihe von anderen Hirtenbriefen und Beiträgen von Theologen. Auch Kardinal Liénart, der Vorsitzende der Versammlung der Kardinäle und Erzbischöfe Frankreichs, stellt die Frage nach der kollegialen Verantwortung der Bischöfe für die Gesamtkirche an die Spitze seines Fastenhirtenbriefes 1963 („Semaine Religieuse du diocèse de Lille“, 17. 2. 63). Er verweist vor allem auf die Bewußtseinsänderung, die in dieser Frage auf dem Konzil bei den Bischöfen vor sich gegangen sei. Vielen Bischöfen sei ihre Verantwortung für die Gesamtkirche hier zum erstenmal bewußt geworden, was ihnen zugleich eine erste konkrete Teilnahme an dieser Verantwortung ermöglicht habe. Diese „Entdeckung“ müsse dazu beitragen, unser Verständnis der Kirche klarer zu fassen und die Auffassung von einer reinen Funktions- oder Verwaltungskirche zu revidieren. Die konkrete Ausübung der gemeinsamen Mitverantwortung der Bischöfe habe den Bischöfen zudem deutlicher die Aufgaben vor Augen geführt, die die Kirche vor der ganzen Welt zu erfüllen hat.

Rückkehr zum Evangelium

Die „pastorale Orientierung und die Ausrichtung der Lehre auf eine Rückkehr zum Evangelium“ nennt Erzbischof Guerry das zweite wichtige Ereignis der Ersten Sitzungsperiode. Verschiedene Bestrebungen auf dem Konzil seien ganz vom „Geiste der Bibel“ durchdrungen gewesen und haben sich besonders deshalb für die innere Erneuerung der Kirche geeignet erwiesen. Drei Vorgänge nennt Erzbischof Guerry, die den Willen zur Rückkehr zur Sprache des Evangeliums ankündigen: das Verständnis der kirchlichen Autorität nicht als „Herrschaft“, sondern als „Dienst“, das Bemühen um Rückkehr zur Einfachheit in der Gestaltung des kirchlichen Lebens und die Betonung des Primates der Liebe über den „Juridismus“ in der Kirche. Die Betonung des Dienstcharakters des kirchlichen Amtes sieht Erzbischof Guerry als „eine direkte Antwort auf eine der schwersten Anklagen der Gegner gegen die Macht der Kirche und ihr Machtstreben gegenüber den Staaten und Völkern“. Die Realisierung des Primates der Liebe über eine zu stark juridisch ver-

faßte Kirche werde helfen, das Mißverständnis von der reinen „Gesetzeskirche“ zu überwinden. Der Wille zur pastoralen Öffnung und zur Treue zum Evangelium habe die Ausrichtung der Bischöfe in den Fragen der Lehre bestimmt. Erzbischof Guerry wendet sich gegen gewisse Falschmeldungen in der französischen Presse, in denen die bestehenden Spannungen auf dem Konzil so gedeutet wurden, als ob ein bestimmter Teil des Episkopates, „die Progressisten“, allen voran die Franzosen, zugunsten pastoraler Anpassung zu „Kompromissen in der Lehre“ geneigt hätten. Gegen diese „Karikatur des Konzils“ habe sich der französische Episkopat gezwungen gesehen, öffentlich Stellung zu nehmen. In seinem Hirtenbrief bekräftigt Erzbischof Guerry noch einmal: ein Gegensatz zwischen „Anhängern der Lehre“ und „Anhängern der Pastoral“ gebe es nicht. Die Spannungen seien vielmehr darum gegangen, „die ganze reine und lichtvolle Lehre den Menschen unserer Zeit in einer wirksamen Pastoral darzustellen“.

Ausgehend von der bekannten Unterscheidung Papst Johannes' XXIII. zwischen dem Inhalt der Lehre und dessen konkreter Formulierung, nennt Guerry fünf Bedingungen, die „für eine Darstellung der Lehre in einer pastoralen Form zu erfüllen sind“: 1. In der Darstellung der Lehre muß auf die eigentlichen Quellen zurückgegangen werden, „auf das lebendige Wort Gottes, auf das Evangelium Jesu Christi...“, auf die lebendige Tradition der Kirche, auf das Leben der Kirche selbst...“; 2. Bei der Darstellung der Lehre ist auf „eine klare Sprache“ in der Formulierung zu achten. Das verpflichte zur Korrektur allzu abstrakter Aussagen. „Es wäre viel leichter, Formeln aus Schulbüchern zu wiederholen. Aber ein Seelsorger darf nicht meinen, er habe seine ganze Pflicht getan, wenn er einen Lehrinhalt auf möglichst exakte Weise vorgetragen hat. Er muß sich in geduldiger Arbeit um eine theologische Darlegung der Lehre bemühen, um in der Lage zu sein, sie in der ganzen Reinheit und Kraft ihrer Lebenserhellung vorzutragen, indem er sich selbst seinem Volke anpaßt, entsprechend der Auffassungskraft der Gläubigen, ihrer Sprache und ihrer Mentalität, um sie fortschreitend dahin zu führen, daß sie sich diesem Lichte öffnen...“ Freilich: nicht die Lehre müsse angepaßt werden, sondern deren Darstellungsweise. Einerseits müsse sich der Geistliche selbst den geltenden Bedingungen anpassen, andererseits müsse dieser seine Gläubigen in seinem seelsorglichen Wirken zum lebendigen Evangelium Jesu Christi hinführen; 3. verlangt Erzbischof Guerry, daß sich die Lehre auch auf alle jene Probleme erstrecke, die am meisten im Blickfeld des modernen Menschen stehen. Er zählt dazu: die internationalen Beziehungen, den Frieden, die atomare Abrüstung, die Geburtenkontrolle, die soziale Förderung der Arbeiter und Bauern und „in einer allgemeinen Weise“ die neue technische Zivilisation mit ihren Entdeckungen — eine „materialistische Zivilisation, die von dem allgemeinen Phänomen des Atheismus gekennzeichnet ist“. Das erfordere aber eine genaue Kenntnis und Analyse „dieser Welt, die es zu retten gilt“; 4. Die Darstellung der Lehre muß wahrhaft missionarisch sein, „beherrscht von der Sorge um die Evangelisation der Welt“. Diese Erkenntnis verlange praktische Konsequenzen für die Theologie und das kirchliche Lehramt: „Sie gestattet nicht, die Lehre des Christentums als rein intellektuelle Spekulation anzusehen oder als theologische Schulkontroversen...“ Sie verpflichte jene, „die die Wahrheit verteidigen, bevor sie handeln, im Lichte übernatür-

licher Klugheit die Auswirkungen der autoritativen Interventionen bei Gläubigen und Ungläubigen abzuwägen, um zu vermeiden, daß der Verkündigung des Evangeliums Hindernisse gesetzt werden...“; 5. erfordert die pastorale Darstellung der Lehre eine theologische Vertiefung dieser Lehre selbst. Damit diese Vertiefung echt sei, müssen folgende vier Bedingungen erfüllt werden: a) man muß dem Fortschritt der theologischen Erkenntnis und ihren authentischen Errungenschaften: der Bibelbewegung und der patristischen und Liturgischen Erneuerung, Rechnung tragen; b) für die akuten theologischen Probleme muß ein besserer Modus der Zusammenarbeit „zwischen den Bischöfen und den ‚Experten‘, den Theologen, Exegeten, Liturgiewissenschaftlern“ und den Vertretern der anderen theologischen Disziplinen, gefunden werden. Die „glückliche Erfahrung“, die die französischen Bischöfe mit dieser Form der Zusammenarbeit in Rom gemacht haben, soll wegweisend für die Zukunft sein; c) die Freiheit der Forschung der Fachleute muß im Geiste der Enzyklika *Divino afflante spiritu* garantiert werden. „Es geht nicht an, daß die Bemühungen der Forscher durch ein Klima der Verdächtigungen gelähmt werden.“ Solche Verdächtigungen würden zudem oft hervorgerufen durch Vulgarisatoren, die nicht mit der wissenschaftlichen Exaktheit arbeiten. Die Wissenschaftler selbst müßten sich aber hüten, hypothetische Erkenntnisse vorzeitig einem Publikum preiszugeben, das von der Sache zuwenig versteht und deshalb solche Hypothesen leicht mißdeutet; d) die scharfen Auseinandersetzungen zwischen Männern des praktischen Lebens (*catholiques d'action*) und Wissenschaftlern verletzen die christliche Liebe und müssen aufhören. Es geht nicht an, die Objektivität des Urteils zu mißachten, dem Gegner keine Achtung entgegenzubringen oder gar dessen Ehrenhaftigkeit zu bezweifeln. Kontroversen sind notwendig, aber unter der Voraussetzung, daß sie zu einem echten Dialog führen und nicht Positionen irgendeiner Schulmeinung zum Siege verhelfen.

Die verschiedenen Strömungen

Auf die verschiedenen Strömungen, die auf dem Konzil zwischen den Bischöfen sichtbar geworden sind, weist Guerry bei der Umschreibung des Verhältnisses von Lehrverkündigung und pastoraler Formulierung nur beiläufig hin. Ausdrücklicher befassen sich damit jedoch Kardinal Liénart und Weihbischof A. Ancel von Lyon („La Documentation Catholique“, 16. 12. 62). In dem zitierten Hirtenbrief von Kardinal Liénart heißt es: „...Manche Kommentatoren glauben in der Kirche einen Gegensatz zu sehen zwischen dieser konservativen Tendenz und jener, die vor allem auf der pastoralen Verpflichtung bestand, sie (die Lehre) in einer angepaßten Form den Menschen dieser Zeit zu verkünden.“ Aber es gebe keinen Gegensatz zwischen diesen beiden Strömungen, „denn es ist nicht Aufgabe der Kirche, ihr Offenbarungsgut zu verbergen, um es nicht zu verlieren, sondern es rein zu bewahren, um es durch eine weite Verbreitung fruchtbar zu machen“. Beide Aufgaben gelte es zu erfüllen, doch sei es klar, daß die Kirche sich gegenwärtig in erster Linie ihren „immensen“ pastoralen Aufgaben zuwenden müsse. Bischof Ancel spricht von „verschiedenen geistigen Familien“, die sich je nach Herkunft, theologischer Schulung und der seelsorglichen Situation in den jeweiligen Diözesen unter den Konzilsvätern gebildet haben. Er betont die volle Übereinstimmung über den Glaubensinhalt bei all diesen verschiedenen Strömungen bei aller Ver-

schiedenheit in der Ausdrucksweise und führt, „um bei den Verstorbenen zu bleiben“, das pastorale Verhalten von Kardinal Suhard und Kardinal Tardini an. Niemand habe jemals die doktrinale Integrität von Kardinal Suhard angezweifelt, und trotzdem sei seine Art, die Probleme zu sehen, von jener Kardinal Tardinis, der „nicht nur auf dem Gebiet der Lehre unnachgiebig war“, sehr verschieden gewesen. Ein gewisser Pluralismus der Meinungen sei notwendig und widerstrebe nicht der Einheit, die gefunden werden müsse, ohne daß es dabei Sieger oder Besiegte gebe.

Die „ökumenische Öffnung“ des Konzils

Die „Öffnung der Kirche für den Ökumenismus“ bezeichnete Erzbischof Guerry als das dritte charakteristische Merkmal der Ersten Sitzungsperiode. Es handle sich dabei freilich nur um eine Öffnung und nicht mehr. Man sei hier erst am Anfang. Der Erzbischof verweist auf das Klima des Dialogs, das durch die Anwesenheit der Beobachter-Delegierten in der Konzilsaula geschaffen worden sei. Man habe sich bald an ihre Anwesenheit gewöhnt, ein erstaunlicher Vorgang, wenn man bedenke, daß man so etwas vor knapp einem Jahr noch kaum für möglich gehalten habe. Der Geist des Ökumenismus habe gewiß bereits im Konzil Eingang gefunden. „Man hat begriffen, daß der ökumenische Dialog möglich war, aber nur durch ein loyales und authentisches Zeugnis seines eigenen Glaubens.“ Dieser Geist habe sich vor allem in der Einfachheit und Herzlichkeit der Beziehungen zwischen den Konzilsvätern und den Beobachter-Delegierten gezeigt. Erzbischof Guerry erwähnt die Brüder von Taizé, die viel zu dieser gegenseitigen Verbindung und Annäherung beigetragen hätten. „Wir waren bewegt, so hohen geistlichen Werten bei diesen Menschen mit einem so tiefen Glauben ... begegnet zu sein.“ Das Sekretariat Bea habe bei der Erörterung der theologischen Fragen, insbesondere bei der Diskussion der Schemata über die Offenbarungsquellen und über die Kirche, eine wesentliche Rolle gespielt. Für das Verständnis der Orthodoxen seien die Anwesenheit und die Stellungnahmen der Unierten von unschätzbarem Wert gewesen. So habe man nicht nur einen Einblick erhalten in die vielen Mißverständnisse und Gräben, die die Geschichte zwischen den beiden Kirchen aufgerichtet habe, sondern auch erkannt, welche Bereicherung „ein tieferer Kontakt mit den Griechischen Vätern und der orientalischen Theologie“ für die lateinische Kirche bedeuten könnte. Der Erzbischof nennt hier: die zentrale Bedeutung des Mysteriums in den Kirchen des Ostens, „die Vergöttlichung des Menschen durch die Teilnahme am Mysterium der erlösenden Inkarnation“ und den Primat des Sakramentalen über das Juristische.

Das Konzil und die Kirche der Armen

Die Intervention von Kardinal Lercaro von Bologna auf dem Konzil über die Verpflichtungen der Kirche gegenüber den Armen unserer Zeit, auf die wir im letzten Heft dieser Zeitschrift hingewiesen haben (vgl. ds. Jhg., S. 292), hat bei den Bischöfen Frankreichs ein ungewöhnlich breites Echo gefunden. Wenigstens ein halbes Dutzend französischer Bischöfe hat in Erklärungen oder Hirtenbriefen nach der Rückkehr vom Konzil zum gleichen Thema Stellung genommen. Wir beschränken uns hier auf die Stellungnahmen von Kardinal P. M. Gerlier von Lyon, von Bischof R. Johan von Agen und von Bischof G. Huyghe, die sich am ausführlichsten zu dieser Frage ge-

äußert haben. Kardinal Gerlier befaßte sich sogar zweimal mit diesem Thema, das zweitemal in seinem Fastenhirtenbrief 1963 über das Konzil (vgl. „La Civiltà Cattolica“, 1. 2. 63, und „La Semaine religieuse de Lyon“, 22. 2. 63). Kardinal Gerlier verweist wie Kardinal Lercaro auf das Wort Johannes' XXIII.: „Die Kirche will die Kirche aller und besonders die Kirche der Armen sein“; er fordert, daß sich die Kirche als ganze mit dem Problem der unterentwickelten Länder befaße. Man könne sich gewiß darüber freuen, daß der Mensch von heute mit Hilfe der Technik die Schätze der Natur bloßgelegt habe. Aber man müsse darüber erschüttert sein, daß so viele Menschen zu Sklaven ihres Wohlstandes werden und dabei das Verständnis für die Not der anderen verlieren. „Dieser Welt, die an den Entdeckungen zugrunde geht, die sie hätten befreien und größer machen sollen, dieser Welt, die mehr und mehr unzufrieden wird, in dem Maße, in dem sie Güter anhäuft, die sie nicht zu befriedigen vermögen, muß die Kirche Christi das Zeugnis evangelischer Armut geben.“ Dieses Zeugnis hätten nicht nur die Priester und Ordensleute, sondern auch die Laien abzulegen. „Durch die Armut Christi wurden sie erlöst. Durch sie wurden sie mit göttlichen und zugleich menschlichen Schätzen bereichert. Was ich mit Nachdruck wünsche, ist, daß dieses noch allzu seltene Zeugnis mehr und mehr in der Kirche Gottes abgelegt werde.“ Bischof R. Johan von Agen verlangt in einem Schreiben an seinen Klerus gleichfalls „ein tieferes Engagement im Sinne der Armut“ (La Croix, 16. 1. 63). „Die Evangelisation der Armen“, in deren Zeichen die Ankunft Christi in dieser Welt gestanden habe, setze vor allem eine Haltung der Einfachheit und Armut bei den Verkündern des Wortes voraus. „Die Kirche wäre nicht die Kirche, wenn sie nicht vor allem die Kirche der Armen, der Armen im Sinne Gottes, wäre.“ Die Konzilsväter könnten an dieser Tatsache nicht vorbeisehen. Sie hätten den Eindruck, es würde dem Konzil eine der wesentlichen Zielsetzungen fehlen, wenn es nicht die Dringlichkeit dieser Verwirklichung im Leben der Kinder der Kirche einschärfen würde. Eine praktische Seite des „Geistes evangelischer Armut“ stellt Bischof G. Huyghe von Arras in den Vordergrund („La Documentation Catholique“, 3. 3. 63). Er verwendet sich für eine Vereinfachung des Aufwandes bei Geistlichen und Bischöfen und besonders bei den liturgischen Feiern der Kirche. Er selbst könne als Bischof von heute auf morgen nicht viel ändern, er frage sich aber, wieweit die Kleidung, die er bei den liturgischen Feiern zu tragen gezwungen sei, und die Ehrenbezeichnungen, die man ihm erweise, länger von Nutzen seien. Er sei glücklich darüber gewesen, beim Klerus seiner Diözese Verständnis für die Vereinfachung und Vereinheitlichung bei Trauungs- und Beerdigungszeremonien gefunden zu haben. Er müsse zwar in nächster Zeit neue Domherren ernennen, er hoffe aber, daß in absehbarer Zeit der größere Teil des Klerus sich für eine Beseitigung dieser Einrichtung gewinnen lasse. Im Anschluß an die Mahnung von Kardinal Lercaro, die Ordensleute sollten nicht nur als einzelne, sondern auch als Gemeinschaften ein Beispiel der Armut geben, mahnt Bischof Huyghe die Ordensleute, in dieser Frage sich selbst Rechenschaft zu geben.

Das Konzil und die „getrennte Welt“

B. Gardey stellt sich in „Signes du Temps“ (Januar 1963) die Frage, welchen Eindruck das Konzil bei den „Heiden“ hinterlassen werde. Er weist auf die positiven Eindrücke

der Beobachter-Delegierten hin und fügt dann hinzu, er zweifle, „ob die Heiden, besonders die in Frankreich, deren Massen uns täglich mit Freundlichkeit begegnen“, ähnlich beeindruckt worden seien. Sie würden vom Konzil nicht viel mehr mitnehmen als den Eindruck äußeren Poms. Für uns Christen seien die ersten Konzilsergebnisse erfreulich, aber das Konzil müsse die ganze Menschheit ansprechen, nicht nur die Christen. Um dieser missionarischen Aufgabe gerecht zu werden, bedürfe es einer radikalen Erneuerung „im Hinblick auf die Sachen und den Geist“, einer Vereinfachung des kirchlichen Lebens und Brauchtums, aber noch mehr einer Neubesinnung auf die „kirchlichen Funktionen“ von Geistlichen und Laien. Dabei darf die Arbeit der Laien nicht zum Ersatz für die „Ohnmächtigkeit des Priesters“ werden. Verschiedene Bischöfe kommen, von anderen Voraussetzungen ausgehend, auf dieselbe Frage zurück. Bischof Schmitt von Metz stellt fest („La Croix“, 17. 1. 63): „Das Zweite Vatikanum ist das erste Konzil in einer Welt, die nicht nur heidnisch (denn das Heidentum war tief religiös), sondern wahrhaft atheistisch sein will.“ Das Konzil müsse auf diese Situation eine Antwort geben. Es habe sich zu fragen, ob die Lehre, so wie sie auf dem Konzil dargestellt wird, dem Menschen verständlich ist. Es genüge nicht, die Ausweglosigkeit des Atheismus nachzuweisen, man müsse auch fragen, wieso nach 2000 Jahren Christentum viele Menschen, auch in Ländern, die sich christlich nennen, nicht mehr an die Existenz Gottes glauben. Haben wir, so fragt sich Bischof Schmitt, wirklich das wahre Gesicht Gottes gezeigt oder nur dessen Karikatur? Auch die Kardinäle Liénart und Gerlier weisen in ihren Hirtenbriefen auf diese Herausforderung hin. Kardinal Gerlier stellt fest: „... die Welt von heute ist von der Kirche getrennt, zugleich aber haben wir erfahren, daß sich die Welt gegenüber der Kirche im Zustand der Erwartung befindet.“ Diese Welt sei skeptisch gegenüber der Kirche, aber sie besitze „authentische Werte“, die von Gott kommen. Die Kirche könne dieser Welt nicht durch eine Verurteilung, sondern durch das „gemeinsame Bekenntnis“ des Glaubens antworten, das zugleich ein Zeugnis der Einheit, der Freiheit und der Armut sein müsse. Kardinal Liénart gibt zu bedenken, daß die Kirche sich nicht „als eine Gesellschaft von Privilegierten“ im sicheren Besitz des Glaubens fühlen dürfe. Die Kirche habe der ganzen Menschheit, denen, die noch nicht glauben, und denen, die nicht mehr glauben, Christus zu verkünden.

Die Organisation der afrikanischen Konzilsväter

Wie im Herbst 1962, unmittelbar nach Beginn der Ersten Konzilsperiode, von den internationalen Pressediensten gemeldet wurde, haben sich die Bischöfe Afrikas eine neue Organisation geschaffen. Diese besteht aus einem Generalsekretariat unter dem Vorsitz von Kardinal Rugambwa und neun regionalen Bischofskonferenzen. Das Generalsekretariat hat zwei Sekretäre: den Erzbischof von Yaoundé (Kamerun), Jean Zoa, für die französischsprachige Sektion, und den Bischof von Mwanza (Tanganjika), Joseph Blomjous, für die englischsprachige Sektion.

Die immer wieder zu lesenden Bezeichnungen „Neue Organisationsform der Kirche in Afrika“ oder auch „Regionale Bischofskonferenzen“ sind nicht zutreffend. Es wird dadurch der Eindruck erweckt, als handle es sich bereits um eine permanente Organisation. Dieser Eindruck wird

durch die Meldung noch verstärkt, die jetzt verwirklichte Initiative der afrikanischen Erzbischöfe und Bischöfe sei eine der direkten Folgen des Konzils.

Vielmehr ist festzustellen, daß die neugeschaffene Organisation vorläufig nur als Konzilsorgan gedacht ist. Ihr Sitz ist derzeit der Konzilsort: Rom, und es liegt noch kein Beschluß über einen eventuellen afrikanischen Sitz vor. Ferner haben die afrikanischen Bischöfe im Rahmen ihrer Konzilsorganisation parallele Kommissionen zu den bestehenden Konzilskommissionen gebildet. In und von diesen Kommissionen wird vorläufig die Hauptarbeit geleistet.

Die Gesamtleitung liegt bei einem Vorstand, dessen Vorsitzender Kardinal Rugambwa und dessen Mitglieder die Präsidenten der neun regionalen Sektionen sind, wie die sog. Regionalen Bischofskonferenzen vorläufig genauer bezeichnet werden sollten. Das Generalsekretariat tritt als Exekutivorgan auf.

Auch die Aufgliederung in regionale Sektionen ist als eine Maßnahme zur besseren Gestaltung der Konzilsarbeit aufzufassen. Sie hat bislang keineswegs etwas an der Struktur der bestehenden afrikanischen Bischofskonferenzen geändert. So kann man z. B. feststellen, daß die ostafrikanische Sektion, die Bischof Blomjous leitet, mit der bereits bestehenden ostafrikanischen Bischofskonferenz nicht identisch ist. Diese steht nach wie vor unter dem Vorsitz des Erzbischofs von Lusaka (Nordrhodesien), Adam Kozłowiecki, und ihr gehören nicht dieselben Gebiete wie der ostafrikanischen Sektion der afrikanischen Konzilsorganisation an.

Am besten kann man die Neugründung eine im Rahmen des Konzils geschaffene Organisation nennen, welche von den afrikanischen Ordinarien als Konzilsväter, unabhängig von der Propaganda Fide oder der Konsistorialkongregation, beschlossen wurde. In diesem Zusammenhang ist noch zu bemerken, daß sich auch die Grenzen der bestehenden Internuntiaturen und Apostolischen Delegaturen nicht überall mit denen der Sektionen decken und somit die „kuriale“ Einteilung Afrikas durchbrochen wird.

Die neue Organisation wird allerdings wahrscheinlich zum Ausgangspunkt für eine permanente Organisation mit regionalen afrikanischen Bischofskonferenzen dienen, deren Struktur und Kompetenzen durch später festzustellende kirchenrechtliche Bestimmungen noch geregelt werden müssen.

Die Grenzen der Sektionen sind überwiegend aus rein praktischen und empirischen Gründen festgelegt worden, wobei hier und da politische Motive oder Rücksichtnahmen auf Stammesgegensätze eine Rolle gespielt haben dürften, andererseits kleinere Gebiete oder Länder mit wenig Katholiken (Somalia, Ägypten, Äthiopien, Sansibar, Libyen) vorläufig der Sektion zugeteilt wurden, die sie praktisch am besten übernehmen konnte.

Die einzelnen Sektionen umfassen folgende Gebiete: 1. Die Sektion Südafrika deckt sich mit dem Gebiet der Apostolischen Delegatur Pretoria und umfaßt die Südafrikanische Republik, Südwestafrika, Betschuanaland, Swaziland, Basutoland und Südrhodesien. Ihr Vorsitzender ist der einheimische Erzbischof von Kapstadt, Owen McCann.

2. Die portugiesischen Gebiete Mozambique, Angola und Portugiesisch-Guinea wurden für zu klein angesehen, um eine eigene Sektion zu bilden. Weil sie aber auch sonst kirchlich eine Sonderstellung einnehmen — sie unter-

stehen der Kongregation für außerordentliche kirchliche Angelegenheiten und der Nuntiatur Lissabon —, hat man sie nicht mit einem benachbarten Land in eine Sektion zusammengetan, sondern mit den nicht eindeutig zu Afrika gehörenden Inseln Madagaskar (Apostolische Delegatur Tananarive), Réunion und den Seychellen. Vorsitzender der Sektion ist Erzbischof Jean Wolff von Diego-Suarez auf Madagaskar.

3. Die ostafrikanische Sektion (Vorsitzender: Bischof Joseph Blomjous von Mwanza) umfaßt nicht nur die Gebiete der ostafrikanischen Bischofskonferenz: Nordrhodesien, Nyassaland, Tanganjika, Kenia und Uganda, sondern darüber hinaus noch Ägypten, Sudan, Äthiopien, Somalia, Djibouti, Sansibar und Pemba. Wahrscheinlich ist diese Lösung als eine nur vorläufige zu betrachten. Die Sektion umfaßt die Gebiete der Apostolischen Delegatur Nairobi und der Internuntiaturen Kairo und Addis Abeba.

4. Die Sektion Kongo, Ruanda und Burundi steht unter dem Vorsitz von Erzbischof Felix Scalais von Léopoldville. Bis zur Errichtung einer Apostolischen Nuntiatur in Burundi, die Anfang Februar 1963 von Rom beschlossen wurde, umfaßte diese Sektion das Gebiet der Apostolischen Delegatur Léopoldville.

5. Die Gebiete der Apostolischen Delegatur Dakar wurden in zwei Sektionen aufgeteilt: Mali, Obervolta, Senegal (Internuntiatur), Guinea, Dahomey, die Elfenbeinküste und Togo bilden die französischsprachige Sektion Westafrika, unter dem Vorsitz des einheimischen Erzbischofs von Cotonou (Dahomey), Bernardin Gantin.

6. Gabon, die Zentralafrikanische Republik, Tschad, Kongo (Brazzaville) und Kamerun (alle unter der Apostolischen Delegatur Dakar) bilden die französischsprachige Sektion Zentralafrika. Den Vorsitz führt wieder ein Afrikaner: Erzbischof Jean Zoa von Yaounde (Kamerun).

7. Ghana, Sierra Leone und Gambia (Apostolische Delegatur Lagos) bilden mit Liberia (Internuntiatur) die westafrikanische Sektion englischer Zunge, unter dem Vorsitz des einheimischen Erzbischofs von Cape Coast (Ghana), John Kodwo Amissah.

8. Nigerien (Apostolische Delegatur Lagos) ist eine eigene Sektion. Sie steht unter der Leitung des Afrikaners Anthony Gogo Nwedo, Bischof von Umuahia.

9. Die Sektion Nordafrika umfaßt die Länder Algerien, Marokko und Tunesien, unter dem Vorsitz von Léon-Etienne Duval, Erzbischof von Algier. Libyen gehört ebenfalls zu dieser Sektion.

Ökumenisches Konzilsecho (V)

Die Nachlese von Äußerungen ökumenischer Kirchenführer und Zeitschriften zum Zweiten Vatikanum nimmt präzisere Formen an und verdichtet sich in Forderungen an die kommende Sitzungsperiode. Auf der Tagung des Exekutiv-ausschusses des Weltrates der Kirchen (Genf, 11. bis 15. Februar 1963) war naturgemäß die Prüfung der Ergebnisse des Konzils ein Hauptberatungsgegenstand. Der Generalsekretär, Dr. Visser 't Hooft, faßte die Stellung zum Konzil folgendermaßen zusammen: Der Verlauf der Ersten Sitzungsperiode lasse erkennen, „daß die römisch-katholische Kirche eine weit größere Fähigkeit zur Erneuerung besitzt, als die meisten nicht-römischen Christen und als in der Tat viele römische Katholiken angenommen hatten“. Die sogenannte Neue Theologie habe weit grö-

ßere Unterstützung gefunden, als selbst ihre eigenen Anhänger erwartet hätten. Das grundsätzlich Neue der ökumenischen Situation läge darin, daß bisher die römisch-katholische Kirche „die Initiative in ökumenischen Fragen dem Ökumenischen Rat der Kirchen und anderen ökumenischen Organisationen überlassen“ hatte. Mit dem Konzil sei sie selbst zu einer „Quelle ökumenischer Initiative“ geworden. Es bleibe zu hoffen, daß diese Entwicklung nicht einer Propaganda die Tür öffne, nach der „in absehbarer Zeit alle Christen nach Rom zurückkehren müssen“.

„Wahrer Dialog“ gefordert

Dr. 't Hooft begrüßte es, daß sich die Beziehungen zwischen dem Konzils-Sekretariat zur Förderung der Einheit der Christen und dem Weltrat festigten, aber man könne noch nicht sagen, „daß dieses neue Bewußtsein innerhalb der römisch-katholischen Kirche eine ekklesiologische Anerkennung der anderen Kirchen bedeute oder daß Rom in einen wahren Dialog mit ihnen eingetreten sei“. Die große Frage laute nun: „ob der ‚Ökumenismus‘ der römisch-katholischen Kirche lediglich die Form einer anderen Terminologie und einer freundlicheren Haltung einnehmen oder sich zu einer Bereitschaft wandeln wird, einen echten Dialog aufzunehmen, in dem die Fragen der anderen Partner ernst genommen werden und konkrete Veränderungen in den Themen eintreten, die die guten Beziehungen zwischen der römisch-katholischen Kirche und anderen Kirchen erschweren“.

Der Weltrat müsse „eine dialogische Haltung fordern“. Ökumenismus bestehe „nicht nur in einer irenischen Haltung, sondern in der Anerkennung, daß die anderen Kirchen in gewissem Sinne Kirchen sind, und im Anhören der grundlegenden Fragen, die sie zu stellen haben“. Dies gelte besonders für die Frage der Mischehe und der Glaubensfreiheit. Sie seien „Prüfstein für die Realität und die Tiefe der ökumenischen Haltung“. Auf seiten des Weltrates müsse man jeder Versuchung widerstehen, die Beziehungen zwischen ihm und der römisch-katholischen Kirche als Konkurrenz- oder Prestigefrage zu sehen. „Aufgabe und Wesen des Ökumenischen Rates, Kirchen verschiedener Traditionen zusammenzuführen, sind in keiner Weise vergleichbar mit der Aufgabe und dem Wesen einer einzelnen Kirche, wie groß diese auch immer sein mag“ (ÖPD, 15. 2. 63).

In dieser Stellungnahme liegt bereits eine ekklesiologische Bewertung der römisch-katholischen Kirche als einer einzelnen Kirche und eine gewisse Höherbewertung des Prinzips des Weltrates, insofern er eine alle zusammenführende Gemeinschaft von Kirchen ist.

In den Tagen, als der Exekutivausschuß des Weltrates in Genf tagte, hielt Professor Oscar Cullmann einen Vortrag über das Konzil in der Sorbonne zu Paris. Darin präziserte er seine schon in Rom abgegebene Erklärung, wonach zwei grundverschiedene Vorstellungen von Einheit bei Katholiken und bei Protestanten gelten (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 204f.): „Für Katholiken gibt es die Einheit nur unter dem Papst, für Protestanten aber genügt die Einheit des Weltrates der Kirchen.“ Er zog daraus eine andere Schlußfolgerung als Dr. 't Hooft: „Lassen Sie uns alle unserem eigenen Glauben treu bleiben, aber wir wollen zusammenarbeiten. Das Konzil hat das Klima für diese Zusammenarbeit geschaffen. Wenn jede Kirche ihre eigene Aufgabe erfüllt und sich im Heiligen Geist erneuert, wird eines Tages der An-

fang der Einheit kommen“ (NCWC News Service, 11. 2. 63). Hier wird also auf Grund der bisherigen Erfahrung von vornherein auf jede kirchenpolitische Konzeption und jede ekklesiologische Konstruktion zur Herbeiführung der Einheit mit Rom verzichtet.

Neues aus den Schemata

Inzwischen hat der lutherische Pfarrer Joh. Chr. Hampe, der als Konzilsberichterstatter des „Sonntagsblattes“ durch seine wertvollen Impressionen auffiel, einen zusammenfassenden Bericht für die „Lutherischen Monatshefte“ geschrieben (Februar 1963, S. 60—68), der ebenfalls bestimmte Folgerungen umreißt. Er greift auf die Anfänge der Konzilsvorbereitung zurück, überblickt die wichtigen Etappen bis zur Eröffnung des Konzils und geht dann auf die Schemata ein, deren genaue Kenntnis er verrät. So weiß er von dem Liturgieschema aus dem noch nicht abgestimmten zweiten Kapitel über das Sakrament der Eucharistie zu berichten: „Das katholische Argument, daß es sich bei der Messe um eine Wiederholung des Herrenopfers handle, tritt zurück, der Lehre von der Transsubstantiation ist nicht ein einziger Satz gewidmet. Das Sakrament des Altars wird vielmehr genannt eine ‚Repräsentation des Todes und des Sieges Christi‘ und eine ‚Wiederholung seines Gedächtnisses‘“ (65). Dann heißt es: „Nach den uns bekannt gewordenen, sehr beachtlichen Fortschritten, die das Liturgieschema bietet, bleibt die Frage, welche Gedanken es aussprechen wird, die geeignet sind, die katholische Gemeinde von jenem unbiblischen Dirigismus zu befreien, der aus Lehren und Hören, die im Leben der Kirche nur funktionell getrennt sein können, zwei Ordnungen des Christseins macht.“

Sehr ausführlich geht er auf das ursprüngliche Schema über die Offenbarungsquellen ein, das nach seiner Kenntnis in der abgelehnten Fassung, wie sie Kardinal Ottaviani vorgetragen hatte, in dem Buch „Zweites Vatikanisches Konzil“ bei A. Fromm, Osnabrück, abgedruckt sei. Vor allem kennt er das beachtliche Gegenschema, mit dem die Bischöfe Frankreichs, Deutschlands, Österreichs, Belgiens und Hollands auf dem Konzil hervorgetreten seien. Hier sei nun nicht mehr die Rede von den zwei Quellen der Offenbarung. Das Dokument trage die Überschrift: „De revelatione Dei et hominis in Jesu Christo facta — Von der Offenbarung Gottes und des Menschen, die in Jesus Christus geschehen ist.“ In seinen drei Kapiteln werde abgehandelt: „Die göttliche Berufung des Menschen“, „Von der geheimen Gegenwart Gottes in der Menschengeschichte“ und „Von der offenbarten Gegenwart Gottes in der Verkündigung der Kirche“. In der Tat ein ungewöhnlicher Aspekt. Nach Hampe wird das Verhältnis Christus — Kirche klar beschrieben: In seinem Geist lebend, ist sie insofern sein Leib, als sie nicht neue Wahrheiten gleichsam aus sich selber nimmt und in eigener Autorität redend verkündigt, „sondern diese eine Wahrheit, die im Herrn Christus erschienen ist und die die Apostel mit ihren Schriften bezeugen, bewahrt sie getreu; an diese Wahrheit ist sie gebunden, aus ihrer Quelle schöpft sie das Wasser des ewigen Lebens, das daraus entspringt“. Das Dokument wolle sogar die Schrift so gelesen wissen, daß alle Offenbarung auf Christus geführt wird. Die Tradition sei nichts in sich selber, sondern die Weise, in der Gottes Wort durch die Jahrhunderte läuft, und zu verehren sei sie nur „ut modus praesentiae actualis Christi revelati in Ecclesia“.

In der Schrift sei das Wort Gottes in fleischlicher Gestalt,

sie rede auf menschliche Weise, und wer sie auslege, müsse wohl sehen, daß er die Rinde nicht für das Mark nimmt. Eine doppelte Verbindung bestehe zwischen der Schrift und der Kirche. Einmal sei die Kirche durch die Worte der Heiligen Schrift gebunden: sie ist nicht Herrin, sondern Magd des Wortes (2 Kor. 1, 24 und Gal. 1, 8). Der Schlüssel zur Schrift sei Christus allein, aber er sei nicht gestorben, sondern lebe in der Predigt seiner Kirche. Nicht als vergangene, sondern als heute zu hörende bewahre die Kirche seine Botschaft. Sie könne nichts anderes predigen als die Schrift, und die Schrift lebt nicht anders als in der Verkündigung und im Glauben der Kirche.

Das Bibelinstitut zur Rechtfertigung aus dem Glauben

Hampe erwähnt auch ein Votum des Päpstlichen Bibelinstituts über „Schrift und Tradition“, in dem es heißt, die Kirche habe die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben zu Unrecht beiseite geschoben, weil sie „nur paulinisch“ sei, vielleicht auch, weil die Protestanten sich ihrer bemächtigt hatten. Das Konzil solle das Mißverständnis beseitigen, das in der Sakramentenlehre durch die Formel *ex opere operato* entstanden sei, und lehren, „daß der Mensch, auch wenn er die Sakramente empfängt, allein durch den Glauben an Jesus Christus gerechtfertigt werden kann“ (IV, 1 und 4).

Hampe erlaubt sich kein Urteil darüber, welches Gewicht eine solche Verlautbarung auf dem Konzil haben werde, es gehe jedenfalls nicht an, sie einfach zu übersehen „und so zu tun, als wäre ein Katholizismus, in dem sich in der Führungsspitze solche Debatten ereignen können, immer noch mit dem identisch, was unsere Lehrbücher der Konfessionskunde unter diesem Stichwort berichten... Eines bleibt bewundernswert in diesem Gegeneinander der theologischen Meinungen und Instanzen: Die Starken gehen barmherzig mit den Schwachen um, die Neuerer brechen nicht aus, weil sie die Ungeduld treibt. Nun können wir nach unseren Erfahrungen nicht mehr sagen, der einzige Grund für die unerhörte und auf diesem Konzil wiederum bewährte Kohäsionskraft dieser Kirche liege darin, daß sie sich mit der Wahrheit selbst identifiziere“ (wie bei W. v. Loewenich: „Der moderne Katholizismus“ behauptet wird).

Zum Schluß geht Hampe noch ausführlich auf das Schema über die Einheit der Kirche im Hinblick auf die Ostkirche ein. Obwohl es zurückverwiesen sei, werde es doch irgendwie in dem neuen Schema über die Kirche auftauchen. Die Vorlage spreche von allerlei taktischen Mitteln, die im

Umgang mit der Ostkirche irenisch wirken sollen, sie mahne zur gemeinsamen Rückkehr zu den Quellen und zum Verzicht darauf, dogmatische Formulierungen dauernd als absolut notwendig zu verteidigen. Man müsse dem anderen nicht das eigene Denken aufzwingen. Den Ostkirchen wird zugesichert, sie sollen ihre alten Riten behalten dürfen, auch die Rechte und Gebräuche, die eigene Disziplin und Verwaltung. Alle Weihen sollen gültig bleiben, niemand solle irgendeinem Irrtum abschwören müssen, denn Einheit sei nur „im wirklich Notwendigen“ erforderlich. Auch enthalte das Schema ein Schuldbekennnis vom gleichen Geist, wie es die deutsche Bischofskonferenz in Fulda vor dem Konzil gesprochen hat.

Eine Fehleinschätzung

Hampe meint: „Großherzigere Bedingungen können kaum gestellt werden. Und doch ist dieses Schema völlig platonisch, weil es beharrlich vermeidet, auch nur mit einem einzigen Satz auf den wichtigsten Punkt einzugehen... Die Ostkirchen wären allein daran interessiert gewesen, das Konzil bei neuen Erörterungen über die Autokephalie zu finden. Es geht ihnen um das römische Supremat der Jurisdiktion, der päpstlichen Herrschaft und Lehrautorität, und fast sogar mehr um den immer wieder ausgesprochenen Anspruch als um diese Autorität selbst, so wie sie gegenwärtig ausgeübt wird.“ Das Schema zeige keine einzige Geste des Entgegenkommens an diesem Punkte. Es sei zu hoffen, daß das vorbereitete Schema für die Einheit mit den nicht-römischen Christen nicht von ähnlichen Fehlurteilen über die „getrennten Brüder“ ausgeht.

Als letztes warnt Pfarrer Hampe vor einem Marienschema. Leider werde anscheinend in Rom nicht befürchtet, daß es aufs neue trennend zwischen die Konfessionen treten werde. „Aber auch das muß derjenige, der ein Wissen davon hat, was den Protestanten heute zumutbar ist, für eine Fehleinschätzung halten.“ Daher sollte das Konzil am besten „einmal ganz von Maria schweigen oder doch den Versuch machen — wenn es schon Ernst damit macht, daß alle mariologischen Aussagen nur christologisch zu verstehen sind —, den Maximalismus... zum ersten Mal in die Schranken zu weisen.“ Das Gewicht dieser Aussage wird in dem gleichen Heft der „Lutherischen Monatshefte“ durch einen ausführlichen und die Unterschiede klar abgrenzenden Aufsatz von Friedrich-W. Künneth „Marienglaube und Mariologie“ (86 bis 93) unterstrichen (vgl. die Zeitschriftenschau ds. Heft, S. 352).

Aktuelle Zeitschriftenschau

Theologie

ANCIAUX, P. *L'épiscopat (ordo episcoporum) comme réalité sacramentelle*. In: *Nouvelle Revue Théologique* Jhg. 95 Nr. 2 (Februar 1963) S. 139—159.

Das zentrale Anliegen des Autors ist es, die Bedeutung des Episkopats im „Rahmen einer Theologie von der Kirche als sakramentale Realität“ herauszustellen. Im Mittelpunkt steht die Kennzeichnung des Episkopats als „Fundament der Einheit“ und als „Personifikation der Kirche“. Bei der Bestimmung des Verhältnisses von Episkopat und Primat wird die Unterscheidung zwischen *potestas ordinis* und *potestas iurisdictionis* herausgearbeitet, zugleich aber die historische Bedingtheit dieser Unterscheidung und deren Fehlen in den östlichen Kirchen vermerkt.

BACKES, Ignaz. *Heilsgeschichte in der Gotteslehre des hl. Thomas von Aquin*. In: *Trierer Theologische Zeitschrift* Jhg. 72 Heft 1 (Januar/Februar 1963) S. 23—38.

In Anknüpfung an einen Aufsatz von Y. Congar OP über das gleiche Thema in der Festschrift für J. Lortz beleuchtet Backes die Verarbeitung der Heilsgeschichte in der mittelalterlichen Theologie und zeigt, wie trotz des Aristotelismus Thomas von Aquin sogar in seiner systematisch konzipierten Gotteslehre die Tatsache der Heilsgeschichte meditierend vor Augen hatte, wenn er auch manches, z. B. den Tod Christi als Abschluß des Neuen Bundes, unerwähnt lasse.

BARAGLI, Enrico, SJ. *Gli strumenti della comunicazione sociale e il Vaticano II*. In: *La Civiltà Cattolica* Jhg. 114 Heft 2704 (16. Februar 1963) S. 313—325.

In diesem zweiten Beitrag zum theologischen und ethischen Aspekt der Massenmedien, so wie ihn das Schema des Zweiten Vatikanums herauszukristallisieren versucht, befaßt sich Baragli zunächst mit der Frage nach der „vergesellschaftenden“ Wirkung der Massenmedien und den entsprechenden Konsequenzen für das seelsorgliche Bemühen der Kirche. Drei Problemkreise hebt er besonders hervor: 1. die Einsatzmöglichkeiten der Massenmedien für die Verkündigung; 2. die sittlichen Leitbilder für den ethisch richtigen